**Roland Jodin**

**aus Deutschland**

# Neue Chancen oder neue Abhängigkeiten?

# Wie die Digitalisierung Ghana verändert, und die Zukunft der Jugend beeinflusst.

**Stipendien-Aufenthalt in Ghana**

**vom 15. Januar bis zum 1. März 2020**

**Inhalt**

1. Prolog

2. Ghana, das Internet und ich

3. Akwaaba to Ghana

3.1 Die Politik – oder drei alte Männer

3.2 Eine Wirtschaft aus Gold und Kakao

3.3 Aufgeschnappt und notiert – das Leben in Ghana

4. Digitalisierung – der Game Changer für die nächste Generation?

4.1 Der Mann, der Plastik mit dem Handy sammelt

4.2 der Entscheider und der Macher

4.3 Digitale Nomadinnen

4.4 Abhängig unabhängig

4.5 Cybercrime made in Africa

4.6 Computerunterricht ohne Computer

4.7 Lockdown

4.8 Ein Raum für Freiheit und Lebensgefahr – die LGTB-Community in Ghana

4.9 Digital divide

5. Digital colonialism

6. Fazit

7. Epilog

## 1. Prolog

„Ich muss irgendwo den Bus wechseln, denn ich will nach Kokomlemle. Wo muss ich umsteigen?“ Diese Frage löste im Tro-Tro, dem örtlichen Kleinbus, eine Diskussion aus, an der sich alle Fahrgäste inklusive des Fahrers beteiligten. Am Ende hatte ich fünf neue Freunde, sprich fünf neue Handynummern und Facebook Freunde, eine Einladung zu einem Fußballspiel, und ja: Den richtigen Weg nach Kokomlemle.

Das war mein Ich-bin-in-Afrika-Moment. Ich war nicht wirklich zum ersten Mal in Afrika. Also nicht auf dem afrikanischen Kontinent. Zwar habe ich bereits Ägypten und Südafrika bereist und habe in Kapstadt und Johannesburg schon zu Start-Ups in Slums und der Township-economy recherchiert. Doch was mir in Ghana unermüdlich eingetrichtert wurde: Diese Länder sind nicht Afrika. Nordafrika sei historisch ganz anders geprägt. Die Länder nördlich der Sahara seien kulturell vom Arabischen maßgeblich beeinflusst. Außerdem seien Länder wie Marokko, Algerien und Tunesien durch die geografische Nähe eng mit Spanien, Frankreich und Italien verbunden. Und Ägypten sei mit Nahost verbunden. Und, und, und….

Und Südafrika? Ökonomisch ein sehr fortschrittliches Land. Der einzige G20-Mitgliedsstaat aus Afrika. Ist Südafrika etwa nicht das wahre Afrika? Nein, meint Oliver Boachie, Staatsekretär für Digitalisierung im Ministerium für Umwelt, Wissenschaft, Technologie und Innovation. Das Land sei deutlich später wirklich unabhängig geworden. Es habe auch eine völlig andere Bevölkerungsstruktur, da in Südafrika Weiße, Schwarze unterschiedlicher Kulturen, und Nachfahren asiatischer Zwangsarbeiter leben. Das Land sei vor allem in urbanen Zentren viel westlicher als die meisten Länder in West- und Ostafrika.

Na gut. Dann also „Akwaaba“! Willkommen in Ghana, willkommen in Afrika.

## 2. Ghana, das Internet und ich

„Ich gehe nach Ghana und guck‘, ob Digitalisierung so ein Entwicklungsland voranbringen kann.“ Kurz und knapp, so war meine Standardantwort, wenn Freunde und Kollegen mich nach meiner Recherchereise gefragt haben. Oft kam dann direkt die Follow-up-Frage: „Und wie bist du darauf gekommen?“ Für diese Antwort muss ich zwei Jahre zurückblicken und gedanklich nochmal nach Südafrika gehen.

Es ist heiß. Die Sonne scheint und es sind auch heute wieder knapp 30 Grad. Die Hitze verbrennt jeden Zentimeter unbedeckter Haut. Da hilft auch der Schatten der fünfstöckigen Fabrikhalle nichts, vor der ich stehe. Ich bin in Phillippi, einer informellen Siedlung in Kapstadt. Früher wurde in der Fabrikhalle Zement gebrannt. Heute beherbergt sie den „Solution Space“, einen sogenannten business incubator, also ein Fortbildungs- und Arbeitszentrum für Jungunternehmer. Das ist heute mein Ziel auf meiner Recherchereise durch Südafrika im Frühjahr 2018.

In Deutschland hatte ich mehrmals das Vergnügen gehabt, Jungunternehmer kennenzulernen. Sei es als Schüler auf einem Wirtschaftsseminar. Oder als Praktikant, der für die Deutsche Presse Agentur über ein Gründerzentrum für digitale Nomaden in Berlin berichtet. Doch die Gründerinnen und Gründer, die ich dort in Kapstadt traf, haben in keiner Weise ihren deutschen Ebenbildern geähnelt.

Während in Deutschland Kommilitonen beim dritten Schnaps in einer Studentenkneipe über Geschäftsideen und Marktlücken fabulieren, leben junge Leute in ganz Afrika in einer einzigen riesigen Marktlücke. Denn es fehlt vielerorts an grundlegender Infrastruktur wie asphaltierten Straßen, medizinischer Versorgung, Telefonleitungen oder Netzempfang. Die Jungunternehmer im Kapstadter Township Phillippi hatten auch meist keine Universitätsabschlüsse. Sie haben sich nicht in Vorlesungen, Vereinen, Hackathons oder Assessment-Centern kennengelernt. Sie kennen sich aus der Nachbarschaft. Was mich jedoch am stärksten beeindruckt hat, ist, dass alle Unternehmer immer gesagt haben: „I want to help my community.“ Dieser Wunsch, mit der eigenen Geschäftsidee einen positiven Einfluss auf die Lebensqualität von Freunden, Nachbarn und Landsleuten zu erwirken, ist enorm groß unter den Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Ihre Ideen und Start-Ups hatten fast immer soziale oder ökologische Ziele. Sei es, Firmen mit Kaffee aus Townships zu beliefern oder eine Lernplattform für Landwirte online zu stellen, auf

der sie sich über die richtige Haltung ihrer Tiere und biologische Futtermittel informieren können.

Hierin sehe ich auch einen fundamentalen Unterschied zur Gründerszene in Deutschland, und wahrscheinlich auch zum Unternehmertum in der gesamten westlichen Hemisphäre. Denn Deutschland hat zum Beispiel bereits einen vergleichsweise hohen Lebensstandard. Somit sind Pathos und jener Idealismus, etwas Gutes für das eigene Umfeld zu tun, häufig unnötig. Manchmal sogar hinderlich, um mit klaren Gedanken an Businessplänen, Marktanalysen und Marketingstrategien zu arbeiten. Aber für diese jungen, ambitionierten Menschen in Phillippi ist der Wunsch nach Verbesserung ausschlaggebend, um die Courage für ihr eigenes Geschäft aufzubringen. Es ist der Wunsch nach Verbesserung ihrer Welt. Und das hat mich so nachhaltig begeistert, dass ich mehr über diese Idealisten erfahren wollte. Ich wollte wissen, warum die junge Generation soziales und ökologisches Engagement mit Unternehmertum verbindet. Warum im Zentrum der Unternehmungen immer das Internet steht. Warum so viele junge Menschen von „Etwas eigenem“ träumen, und nicht von einer Karriere in einem Großunternehmen. Ich wollte auch mehr über die Persönlichkeiten, die hinter dieser idealistischen Gründerszene stehen, erfahren. Unter anderem, woher die Leute kommen, was sie inspiriert, was ihre Hoffnungen und Visionen sind, ob sie Vorkenntnisse haben oder mit ihren Businessplänen ins Blaue hineinschießen.

Als ich aus Südafrika zurückgekehrt war, habe ich mein Interesse am Unternehmertum in Afrika zunächst mit Lektüre befriedigt. Wo auch immer der Begriff Afrika in Verbindung mit Wörtern wie Start-Up, Unternehmensgründung oder Jungunternehmer aufgetaucht ist, bin ich hellhörig geworden. Relativ schnell ist mir allerdings aufgefallen, dass jedes Mal auch andere Begriffe in Artikeln und Publikationen über Unternehmertum in Afrika benutzt wurden: Digitalisierung, Internet, Onlinehandel – kurzum: Ohne digitale Distributionswege schien keine Unternehmung in Afrika erfolgsversprechend zu sein. Zumindest gemäß medialer Darstellung.

Afrika? Der digitale Kontinent? Ist Digitalisierung die Triebfeder für die vielen jungen Leute, die sich unternehmerisch im sozialen und ökologischen Bereich engagieren? Eröffnen neue Medien, moderne Technik, sowie das Internet etwa erst die

Möglichkeit für Unternehmensgründungen? Profitieren vielleicht auch weitere Teile der Bevölkerung von Digitalisierung?

Ich hatte zu viele Fragen in meinem Kopf, als dass ich sie hätte ignorieren können. Es waren Fragen, die nach Antworten verlangt haben. Und zwar nicht nach Antworten aus journalistischen oder wissenschaftlichen Quellen. Ich wollte selbst vor Ort nach Antworten suchen.

Für digitales Unternehmertum gibt es auf dem afrikanischen Kontinent verschiedene Hotspots. Südafrika und Ägypten gehören dazu. Es sind vergleichsweise wirtschaftlich weit entwickelte Länder mit einer guten Verkehrs- und Telekommunikationsinfrastruktur. Auch Nigeria, Ruanda und Kenia zählen gleichermaßen zu digitalen und wirtschaftlichen Zentren in Afrika. Insbesondere Kenia ist mit seinem mobilen Bezahlsystem „M-Pesa“ zum Vorbild für digitale Transformation in einer dynamischen Volkswirtschaft geworden.

Doch das stärkste Wachstum im Bereich des Mobile Banking wird laut Weltbank in Ghana verzeichnet. Das Land am Golf von Guinea gilt als Stabilitätsanker in Westafrika. Das Auswärtige Amt spricht davon, dass Ghana ein zentraler Partner im Westen Subsahara-Afrikas, sowie ein Schwerpunktland der deutschen Entwicklungszusammenarbeit ist. Politisch ist es eine stabile Demokratie, wirtschaftlich ein wichtiger Handelspartner. Als einziger Staat Subsahara-Afrikas hat Ghana eins der Milleniumsziele der Vereinten Nationen (UN) erreicht und die Armut in der Bevölkerung gegenüber dem Stand von 1990 halbiert. Die erste „re:publica“ - eine Konferenz für Netzthemen - auf afrikanischem Boden fand in Accra statt.

Ghana ist ein Vorzeigestaat in Afrika. Vieles läuft rund. Zumindest auf dem Papier. Je mehr ich über Ghana las, desto mehr Zwischentöne konnte ich aus dem verbreiteten Positivimage offizieller Stellen heraushören. Zum Beispiel, dass der Süden des Landes bedeutend reicher ist als der Norden. Oder dass weniger als die Hälfte der Einwohner täglichen Zugang ins Internet hat. Dass dafür jedoch diejenigen, die täglich im Netz surfen, das sehr lange und intensiv machen. Oder dass viele Menschen als Tagelöhner von der Hand in den Mund leben. Oder dass es trotz stabiler Demokratie viel Korruption gibt. Oder, oder, oder…

Der Wunsch nach Ghana zu reisen und dort zu Digitalisierung und Unternehmertum zu recherchieren, wuchs stetig an. Bis er letztendlich so groß war, dass ich meinen

Wunsch in die Tat umsetzen musste. Das Heinz-Kühn-Stipendium war daher eine wunderbare Chance für mich.

Übrigens habe ich auf die Follow-Up-Frage, wie ich denn auf Ghana gekommen bin, nicht so ausführlich geantwortet. Meist habe ich gesagt: „Ghana ist vergleichsweise stark und fortschrittlich in Afrika. Aber es gibt auch zig Probleme. Das finde ich spannend."

Mein bisheriger Berufsweg hat mich ebenfalls zu meinem Recherchethema motiviert: Ich arbeite als Moderator und Reporter für „Cosmo", das Global Pop Kooperationsradio des WDR, Radio Bremen und RBB. Das Themenspektrum von Cosmo ist breit. Es reicht von internationaler Politik bis hin zu lokalen Ereignissen. Es umfasst Musik, Sport, Kultur, Wirtschaft und Finanzen. Schwerpunkte sind Nachhaltigkeit, Vielfalt in der Gesellschaft, sowie Gleichberechtigung. Wir blicken dabei selten aus der Vogelperspektive auf diese Fragen. Sondern wir lassen die Menschen zu Wort kommen, die im allgemeinen Nachrichtenrauschen oft überhört werden. Und wir verstehen uns als Sprachrohr der globalen Jugendkultur. Denn die Jugend von heute kreiert die Welt von morgen. Besonders dieser letzte Punkt ist deckungsgleich mit den Fragen, die mich als Journalist umtreiben: Was liegt bei Jugendlichen in Köln oder Kapstadt gerade im Trend? Wer sind die Vorbilder, die Influencer und Vordenker, die die nächste Generation beeinflussen? Welche Ziele und Ideale haben Schüler und Studenten auf den fünf Kontinenten? Welche Probleme und Herausforderungen müssen sie meistern? Ich will verstehen, wie Jugendliche und junge Erwachsene heute leben – um zu antizipieren, wie sie die Zukunft gestalten.

Technologischer Fortschritt spielt dabei eine essentielle Rolle. Die Digitalisierung eröffnet enorme Möglichkeiten der Vernetzung, der Kommunikation, der Verbreitung von Ideen und Erlebnissen, und des wirtschaftlichen Austauschs.

Sollte ich meine journalistische Arbeit auf wenige Schlagwörter herunterbrechen, wären es: Digitalisierung, Globalisierung und Jugendkultur.

Mein Fokus auf Jugendkultur und neue Medien schlägt sich auch in meinem zweiten journalistischen Standbein nieder. Ich arbeite für Bremen NEXT, das Jugendprogramm von Radio Bremen, als Moderator, Videohost, Reporter, Nachrichtensprecher und Senderedakteur. Das kommt nicht von ungefähr. 2016

habe ich den Sender mitaufgebaut. Bis August des Jahres war Bremen NEXT lediglich ein Musikstream für Rap und Elektro auf der Unternehmensseite von Radio Bremen. Doch dann wurde ein Team aus Musikspezialisten, Entertainern, lokalen Influencern und Leuten von der Straße und Jungjournalisten wie mir gegründet. Bremen NEXT ist die Stimme der Jugend im Land Bremen. Und da diese Jugend fast immer online ist, und fast zur Hälfte aus Menschen mit Migrationshintergrund besteht, spielen sich hier Themen wie Globalisierung, Jugendkultur und Digitalisierung täglich ab.

## 3. Akwaaba to Ghana

„Da liegt überall Müll." „Es ist das erste unabhängige Land Schwarzafrikas." „Von dort wurden zig Millionen Sklaven verschifft." „Die Menschen dort sind super."

Als ich meinen Freunden erzählt habe, dass ich mit einem Stipendium nach Ghana reisen werde, waren das die häufigsten Kommentare. Und nach sechs Wochen Ghana, kann ich all diese Pauschalurteile zwar bestätigen – auch wenn sich das Leben in Ghana im Detail ganz anders darstellt, und es je nach Region sehr unterschiedlich ist. Deshalb möchte ich an dieser Stelle zunächst einen kurzen Überblick über Ghana geben. Er basiert auf meinen Beobachtungen, Erlebnissen, Recherchen, und auch öffentlich zugänglichen Informationen.

### 3.1 Die Politik – oder drei alte Männer

Ghana ist ein demokratisches Urgestein im Subsahara Afrika. 1957 erlangte die ehemalige britische Kronkolonie namens Goldküste ihre Unabhängigkeit als Republik Ghana. Damit war Ghana eines der ersten souveränen afrikanischen Länder. Der erste demokratisch gewählte Staatspräsident war Kwame Nkrumah. Ein Herrscher

mit Idealen des Panafrikanismus und Hang zum Kommunismus, der sich gern mit asiatischen Staatsoberhäuptern umgab. Er krempelte die ghanaische Wirtschaft um und ließ Industrieanlagen errichten. Gegen Ende seiner sechsjährigen Amtszeit wurde er immer autoritärer. Nkrumah wurde im Jahr 1966 während einer Auslandsreise nach Vietnam durch einen Putsch des Militärs vom prowestlichen National Liberation Council (NLC) gestürzt.

Spaziert man heute durch die ghanaische Hauptstadt Accra, so ist Kwame Nkrumah allgegenwärtig. Es gibt den Kwame Nkrumah Memorial Park, in dem die Grabstätten von ihm und seiner Ehefrau zu besichtigen sind. Dort gibt es auch ein kleines Museum mit vielen Artefakten und Bildern aus der Zeit seiner Präsidentschaft. Im besagten Park steht ebenfalls eine große Statue von ihm, und eine weitere am Nkrumah Circle, einem innerstädtischen Landstraßenkreuz. Straßenhändler verkaufen T-Shirts mit seinem Konterfei darauf. Und auf beinah jeder Darstellung trägt er traditionelle „Kente“-Kleidung.

Der Erinnerungskult um den ersten Staatspräsidenten dominiert das touristische Ghana. Doch abseits der Orte, die sich als Reisefotos auf Instagram gut machen, prägen drei alte Männer das Stadtbild Accras: Nana Akufo-Addo (76), John Mahama (61) und Jerry Rawlings (73). Der Reihe nach:

Nana Addo Dankwa Akufo-Addo ist seit 2017 amtierender Präsident der Republik Ghana. Er gehört der konservativen „New Patriotic Party“ (NPP) an. Bei den Wahlen 2016 setzte er sich gegen den damaligen Amtsinhaber John Dramani Mahama durch.

Akufo-Addo begeisterte viele Bürger mit seinen eingängigen Slogans, meint Burkhardt Hellemann von der Konrad-Adenauer-Stiftung. Zu Beginn meiner Reise habe ich ihn, sowie andere Vertreter deutscher Organisationen, Behörden und Stiftungen zu Hintergrundgesprächen getroffen.

Slogans wie beispielsweise „One district, one factory“ – zu Deutsch: „Ein Distrikt, eine Fabrik“ – haben einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Diese Wahlsprüche haben dem Präsidenten übrigens auch noch nach seinem Amtsantritt genützt. Immer wieder ist unter anderem die mangelhafte medizinische Versorgung ein Thema in der Bevölkerung. Vor allem bei der Landbevölkerung. Und ja, schon vor Corona. Deswegen hat Akufo-Addo den Leitspruch „one constituency, one ambulance“

ausgerufen. Also in etwa: „Ein Kreis, ein Krankenwagen“. Die für das 30 Millionen einwohnerstarke Land mickrige Zahl von 55 Rettungswagen, die meist im wohlhabenderen Süden des Landes vorhanden sind, sollte schnellstmöglich auf 275 aufgestockt und dezentral verteilt werden. Eben auf die 275 Wahlkreise.

Mit diesen Mottos kommt Akufo-Addo immer wieder in die Schlagzeilen. Seine politischen Botschaften passen auch meist in eine Schlagzeile. Zudem sind sie leicht verständlich und geben Hoffnung auf Fortschritt und Verbesserung. Doch in den vergangenen drei Jahren, in denen Akufo-Addo an der Macht ist, hat sich Ghana nur langsam weiterentwickelt. Sodass viele Bürger mittlerweile enttäuscht sind vom Präsidenten. Es scheint, als hätte der Frontmann der NPP den Mund einfach zu voll genommen. Seine Versprechen waren vielleicht zu verheißungsvoll, als dass sie in einer Legislaturperiode hätten umgesetzt werden können. Aber auch zu verführerisch, als dass ein Politiker, der nach Macht strebt, sie nicht laut aussprechen würde.

Bei Slogans wie „one district, one factory“ fragt sich Hellemann: „Was heißt denn ‚factory‘?“ Der Begriff beinhalte große Industrieanlagen, bis hin zum Kleinstbetrieb mit fünf Mitarbeitern, gibt der Fachmann für Wirtschaftsentwicklung zu bedenken. In Ghana sind in den vergangenen Jahren mehr Firmen und Arbeitsplätze entstanden. Liegt das an gelungenem Regierungshandeln, oder an dem seit mehreren Jahren anhaltend stabilen Wirtschaftswachstum? Jedenfalls kann sich der Präsident die vorteilhafte ökonomische Lage im Land auf die Fahnen schreiben. Zumindest war die Lage vor der Sars-Cov-2 Pandemie aussichtsreich. Doch dass in jedem Distrikt eine Fabrik steht, davon ist Ghana noch sehr weit entfernt. Und das ist das zentrale Problem für Akufo-Addo. Denn das Image, Versprechen nicht einzuhalten, haftet am Regierungschef.

Anders sieht es bei den versprochenen Krankenwagen aus. 307 sind es nun, und damit ist sogar die Zahl der 275 für die jeweiligen Wahlkreise benötigten Einsatzfahrzeuge übertroffen. Die Freude über diesen Fortschritt wurde allerdings geschmälert. Denn einerseits hat sich die Auslieferung der neuen Krankenwagen verzögert. Andererseits müssen Patienten, die nicht als Notfall eingestuft werden, die Spritkosten selbst tragen.

Alles im allem gibt es noch zahlreiche Akufo-Addo Anhänger. Doch es sind deutlich weniger als noch vor drei Jahren. Viele Taxi- und Uberfahrer haben mir erzählt, dass sie 2016 für die NPP gestimmt hätten, aber sich jetzt von der Partei abwenden würden. Sie alle sind enttäuscht, dass das „one district, one factory"-Versprechen nicht eingehalten wurde, und alle Reformen im Staat nur sehr langsam vorangehen. Sie fühlen, dass das Leben in Ghana in Ordnung ist. Aber für sie ist keine Verbesserung in Sicht. Vor allem sehen sie keine gut bezahlten Jobs und ein sozialer Aufstieg im aktuellen System ist unmöglich.

Vielleicht hängen deshalb umso mehr Plakate von Akufo-Addo in Schaufenstern, von Straßenlaternen und an Häuserecken. Im Dezember 2020 finden erneut Präsidentschaftswahlen statt. Und schon während meines Aufenthalts von Mitte Januar bis Ende Februar war Accra zugepflastert mit Wahlwerbung. Neben Akufo-Addo ist auch häufig der ehemalige Präsident John Mahama zu sehen.

John Mahama gehört dem „National Democratic Congress" (NDC) an. Von 2012 bis 2017 war er bereits Präsident. Jetzt kandidiert er erneut für das Amt des obersten Staatsdieners. Mahama blickt auf eine lange politische Laufbahn zurück. 1996 wurde er als Abgeordneter für die „Bole-Bamboi-Constituency", ein Wahlkreis im mittleren Westen des Landes, ins Parlament gewählt. Zwei Jahre später war er bereits Minister für Kommunikation. 2005 verschob er seinen Fokus auf Außenpolitik. 2009 wurde er zum Vizepräsidenten ernannt. Im Juli 2012 beerbte er dann den verstorbenen Präsidenten John Atta Mills und gewann im Dezember des gleichen Jahres die Präsidentschaftswahl, und zwar gegen Nana Akufo-Addo. Das heißt, das Duell Mahama gegen Akufo-Addo endete 2012 mit einem Sieg für Mahama.

Während meines Aufenthalts in Ghana haben die Menschen aber nicht viel über John Mahama geredet. Außer dass bei den Wahlen 2016 viele Leute einen dringenden Wunsch nach Wechsel verspürten und hofften, dass Ghana unter einer NPP-Regierung wirtschaftlichen Aufschwung erleben werde. Dementsprechend entschied jedes Mal Akufo-Addo das Duell für sich.

Nun also Duell Nummer drei: Mahama gegen Akufo-Addo. Wer wird diesmal Staatsoberhaupt? Die Bilder und Wahlplakate von John Mahama für den Urnengang im Dezember 2020 grinsen den Passanten jedenfalls schon von Häuserecken, Schaufenstern und von Straßenlaternen entgegen.

Drei Wahlen. Drei Mal die exakt gleichen Kandidaten. Diese mindestens verwunderliche Konstellation ist ein Sinnbild für die Stagnation, in der sich Ghana befindet. Die Zustände im Land sind ok. Wirklich ok. Nicht mehr und nicht weniger. Es ist eine stabile Demokratie. Die Wirtschaft wächst stabil. Und mit der Tourismusaktion „Year of return“ konnte Ghana einen Tourismusboom verzeichnen, sowie das Interesse internationaler Medien am westafrikanischen Staat wecken. Natürlich gelten all diese Aussagen für eine Zeit vor der Pandemie.

Vielleicht ist es diese Stagnation, die Menschen wieder dazu bringt nach Idolen in der Vergangenheit zu suchen, um in ihnen ein Vorbild für die Zukunft zu finden. Vielleicht ist das der Grund, weshalb an jedem zweiten Tro-Tro ein „Jerry“-Aufkleber prangt und der Verkäufer auf dem „Accra Arts Center“ mir freudestrahlend „You look like Jerry“ zurief. Auch ein alter Sicherheitsmann in einem Hotel in der Volta Region im bergigen Osten Ghanas salutierte jedes Mal, wenn er mir begegnete.

Denn der dritte alte Mann im politischen Diskurs ist Jerry Rawlings. Vollständiger Name: Jerry John Rawlings. Sohn eines Schotten und einer Ghanaerin. Das erklärt seine hellbraune Hautfarbe sowie den Vergleich mit mir. Ich bin afrodeutsch – habe also einen ähnlichen Teint wie Rawlings.

Er hat Ghana von 1981 bis 2001 20 Jahre lang regiert. Während seiner Amtszeit verbesserte er die Lebensumstände eines in weiten Teilen mittellosen Volkes, entmachtete und exekutierte korrupte Politiker, gängelte die Presse, und formte das brüchige Staatssystem Ghanas zu einer stabilen und demokratischen Volkswirtschaft um. Rawlings ist eine umstrittene, doch absolut interessante und prägende politische Persönlichkeit. Ein Begriff wie Diktator scheint auf ihn ebenso zuzutreffen wie Demokrat. Er stürzte jeweils 1979 und 1981 zweimal die amtierende Regierung mit Coup d ’Etats.

Nachdem er 1981 selbst die Macht übernahm, versuchte er zunächst mit sozialistischen Reformen das Land umzugestalten. Doch die Reformen scheiterten, weswegen Rawlings zu marktorientierten Maßnahmen griff. Unter anderem privatisierte er staatliche Unternehmen, und wertete die eigene Währung ab um Exportanreize zu schaffen. Er regierte zeitweise autoritär, aber gestaltete noch während seiner Amtszeit das politische System zu einer funktionierenden Demokratie. 1992 gab es zum ersten Mal seit dem ersten Staatstreich von Rawlings

1979 wieder freie Präsidentschaftswahlen. Rawlings gewann. Und wurde 1996 im Amt bestätigt. 2001 dankte er ab.

„My man is Jerry“, sagt ein Taxifahrer zu mir, der mich nach einem Arztbesuch zurück in meine Unterkunft bringt. Von der NPP und Akufo-Addo sei er enttäuscht. Mahama sei auch schon mal an der Macht gewesen. „So my man is Jerry“, sagt er. Wohlwissend, dass Rawlings im Ruhestand ist und er somit einer Vergangenheit nachhängt, die auf einen neuen Rawlings wartet. Auf einen starken Mann, der Perspektiven für Taxifahrer schafft.

### 3.2 Eine Wirtschaft aus Gold und Kakao

Afrobeats hämmern laut durch die Boxen, das türkise Wasser des Pools spiegelt sich in meinem Glas und kämpft gegen das knallige Gelb und Orange meines Tequila Sunrise an. Ich sitze auf einer breiten Couch mit braunen Lederbezügen an einer Längsseite des Pools. Schräg gegenüber an der Kopfseite sind mehrere kleine Tische aufgebaut, an denen Besucher dieser Bar dicht gedrängt beisammensitzen, Wasserpfeife rauchen oder kiffen.

Ich bin in einer der nobelsten Bars in Ghanas Hauptstadt Accra. Die Bar ist in einem der exklusivsten Viertel der Stadt, in East Legon. Ich treffe hier zwei afrodeutsche Unternehmer aus Berlin. Der eine vertreibt Wein, der andere will Carsharinginitiativen mit Elektroautos in Ghana etablieren.

„Trinken die Leute hier überhaupt Wein? Gibt es einen Markt für Wein?“, frage ich naiv. „Na klar“, antwortet der Weinhändler, „Es gibt mittlerweile eine afrikanische Oberschicht. Die wollen genauso gern guten Wein trinken, wie die Leute in Deutschland.“ Es stimmt. Es gibt in vielen afrikanischen Ländern finanziell besser gestellte Gesellschaftsschichten, die kaufkräftig und an westlichen Genussmitteln interessiert sind. Doch in Ländern wie Ghana hat sich inzwischen eine vage Mittelschicht entwickelt. Menschen, die an feste Arbeitsplätze gebunden sind, über einen gewissen Lebens- und Bildungsstandard verfügen und ihr Geld für asiatische Unterhaltungselektronik und amerikanisches Fast-Food ausgeben.

Dabei arbeiten 80 Prozent der ghanaischen Bevölkerung im informellen Sektor. Das heißt, sie verfügen über keine offizielle Berufsausbildung, und keine soziale Absicherung bei Jobverlust oder im Krankheitsfall. Auch spielen keinerlei Arbeitsrechte eine Rolle, nicht nur im Fall von Arbeitslosigkeit, sondern auch in Bezug auf Arbeitszeit oder Arbeitsschutz (Brandschutz, Lärmbelästigung, etc).

In Ghana leben rund 30 Millionen Menschen. Die Mehrheit wohnt in urbanen Zentren, circa 40 Prozent auf dem Land. Der Wohlstand ist ungleich verteilt: Der Süden an der Küste ist reich, der Norden arm. Das Durchschnittsalter liegt bei 21 Jahren. Vier von zehn Personen sind 15 Jahre jung, oder jünger. Jede fünfte Person kann nicht richtig lesen und schreiben. Knapp ein Viertel der Bevölkerung lebt unter der Armutsgrenze, obwohl die Arbeitslosenquote offiziell bei ungefähr sieben Prozent liegt. Ein Drittel aller Leute arbeiten in der Landwirtschaft. Dieser Sektor trägt 20 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt bei. 30 Prozent gehen auf das Konto der Industrie, 40 Prozent der Wirtschaftsleistung – und damit den größten Anteil – stellen Dienstleistungen dar.

Die Wirtschaft in Ghana ist enorm abhängig von einzelnen Exportgütern wie Gold, Kakao und Erdöl. 2018 war fast die Hälfte aller ghanaischen Exporte Gold. Auf etwas weniger als ein Viertel beliefen sich die Ölexporte. Der Export von Kakao war insgesamt nicht mal im zweistelligen Bereich. In der Landwirtschaft könnte Ghana mehr Gewinne erzielen. Doch die Wirtschaftsleistung stagniert in diesem Bereich seit Jahren. Das liegt unter anderem daran, dass Ernteerzeugnisse nicht im Land selbst verarbeitet werden, sondern direkt exportiert werden. „Die Schweiz ist für ihre Schokolade bekannt. Dabei ist in der Schweiz noch nie auch nur eine Kakaobohne gewachsen.“, hat mir einmal in einem Hostel ein Schweizer Entwicklungshelfer halb scherzhaft, halb mit bedenklicher Ernsthaftigkeit erzählt. Ghana ist nach der Elfenbeinküste zweitgrößter Kakaoproduzent der Welt.

Den importiert die Bundesrepublik Deutschland dann auch aus Ghana. Zudem gelangen Erdölprodukte und Südfrüchte, wie beispielsweise Mangos und Ananas, hierher. Die genannten Südfrüchte werden aber nach der Ernte direkt nach Deutschland geflogen. Erst hier werden sie dann zu Obstsalat, Säften, Süßigkeiten oder Ähnlichem verarbeitet. Ein weiteres Beispiel dafür, dass Ghana die Wertschöpfungskette in der Landwirtschaft nicht weitgehend genug ausnutzt. Oder auch nicht ausnutzen kann, beispielsweise aufgrund fehlender Industrieanlagen.

Mangelhafte Berufsausbildung spielt jedoch auch eine Rolle. Deutschland hingegen exportiert in erster Linie Fahrzeuge. Bei einem Blick auf Accras Straßen fällt einem dies auch direkt auf. Viele Tro-Tros (lokale Kleinbusse) tragen deutsche Aufschriften wie „Bader Malerbetrieb“ oder „Almglocken Kelko Design“. In großem Stil exportiert Deutschland ebenfalls Maschinen und chemische Erzeugnisse.

### 3.3 Aufgeschnappt und notiert – das Leben in Ghana

Ghana war für mich ein fremdes Land. Mich ins Unbekannte hineinfallen und treiben zu lassen war mir nicht möglich. Schließlich hatte ich immer ein Ziel vor Augen. Mein Rechercheziel: Kann Digitalisierung bei der staatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung helfen? Profitiert die Jugend ausreichend vom technischen Wandel?

Ist Digitalisierung der Game Changer für die nächste Generation? Bedingt durch die völlige Fokussierung auf mein aktuelles Vorhaben, nahm ich all die großen und kleinen Unterschiede zu Deutschland und Europa nur verschwommen wahr. Geradezu als ob mein Bewusstsein immer auf den nächsten Interviewpartner ausgerichtet sei, und mein Unterbewusstsein staunend wie ein Kind sich über alle Abweichungen vom bekannten Leben im heimischen Nordrhein-Westfalen freudig wundert.

Daher sind meine Erfahrungen vom ghanaischen Alltag logischerweise auch höchst subjektiv sowie parataktisch und manchmal zusammenhanglos aneinandergereiht.

Die weit verbreitetste Landessprache ist Twi. Englisch ist aber Hauptverkehrssprache. Mein Name ist Kofi, denn ich bin an einem Freitag geboren. In Ghana bekommen Kinder meist mehrere Vornamen. Einer davon erinnert immer an den Wochentag, an dem sie geboren wurden. Freitagsgeborene, wie ich, kriegen immer den Namen Kofi. Besonders hoch im Kurs stehen Kojo (Montagsgeborene) und Kwame (Samstagsgeborene). Denn wer an einem Montag oder einem Samstag geboren ist, soll stark und mutig und eine Führungspersönlichkeit sein.

Dienstags arbeiten die Fischer nicht. Bananen isst man hier mit Nüssen – und es ist köstlich. Homosexualität ist ein Tabu, und wird sozial geächtet. Rauchen ist verpönt,

weswegen sich Raucher häufig hinter Häuserecken verstecken. Und an der Klimaanlage zeigt sich, ob du Ausländer bist. Amerikaner und Europäer stellen die Klimaanlagen gern sehr kalt ein. Oftmals auf 17 Grad, was einen maximalen und gesundheitsschädigenden Kontrast zu 33 Grad Außentemperatur und knapp 90 Prozent Luftfeuchtigkeit darstellt. Menschen in Accra, Ghanas Hauptstadt, kühlen die Luft auf höchstens 24 Grad.

Das ghanaische Fernsehen schert sich nicht viel um Lizenzrechte. Weswegen hier im Free-TV bereits der Film *Aquaman* lief. Der Streifen ist in Deutschland bisher nur im Bezahlfernsehen bei *Sky* zu sehen. Laut meinem Vermieter ist es bei afrikanischen Filmproduktionen noch schlimmer. „Da werden Filme im Fernsehen gezeigt, die auch zeitgleich im Kino laufen.“ Viele halten mich für einen Amerikaner oder Franzosen.

Bislang habe ich noch keine Milch aus Ghana gesehen. Egal ob im Supermarkt oder im kleinen Getränkeshop an der Ecke: Jede Milchpackung ist ein Import aus Europa. Ist man zu Besuch bei einer ghanaischen Familie, wird sofort der Fernseher angestellt, und das Gespräch dreht sich um das Programm. Ghanaer essen schon zum Frühstück deftige und schwere Gerichte wie Banku, Fufu oder Kenkey. Weil viele Ghanaer in glühender Hitze lange arbeiten und ebenso lange ohne Essen aushalten müssen. Ghanaer und Nigerianer haben Vorurteile gegenüber einander. Kurz gesagt: Nigerianer finden Ghanaer faul, Ghanaer halten Nigerianer für Lügner.

Meine erste Tro-Tro-Fahrt ist mir noch lebhaft in Erinnerung. Ich bin aus Accra raus in die Nachbarstadt Tema gefahren, um dort den ersten Recyclinghof Ghanas für PET-Flaschen zu besuchen und den Gründer zu interviewen. Während der Fahrt nehme ich unterbewusst wahr, dass auf jedem Tro-Tro religiöse Sprüche stehen. Die Tro-Tro-Mannschaft besteht aus einem Fahrer und einer Art Marktschreier, der aus dem fahrenden Auto heraus den Passanten zuruft, wohin der Wagen fährt. Ich habe nie eine Frau am Steuer eines Kleinbusses gesehen. Die allermeisten Kleinbusse befinden sich in einem desaströsen Zustand, sodass ich verwundert bin, dass sie überhaupt noch fahren. Bei den kaputten Straßen hatte ich das Gefühl, sie drohen nach jedem Schlagloch auseinander zu fallen.

Auf dem Rückweg von Tema nach Accra habe ich Paul auch im Tro-Tro kennengelernt. Ein Kerl Anfang 30, also etwa in meinem Alter. Wir haben Nummern ausgetauscht. Seitdem ruft er mich jeden Tag an oder schreibt mir. Für mein

deutsches Verständnis absolute Belästigung. Meist fragt er nur „How are you today?“ oder „What is going on?“. Ein simples „All good“ reicht häufig schon, um den Chat zu beenden. Ein Telefonat dauert selten länger als zwei Minuten. Für mein deutsches Verständnis belanglos und oberflächlich.

Aber es ist wohl ganz normal, dass sich hier Bekannte und Freunde gegenseitig täglich anrufen, nur um kurz nachzufragen, ob gerade alles ok ist. Soweit ich es beurteilen kann, erwartet niemand eine ausführliche Unterhaltung.

Paul hat aber gefragt, ob wir uns mal treffen. Warum nicht – eine gute Gelegenheit, um den „normalen“ Ghanaer kennenzulernen. Also abgesehen von Politikern, Wissenschaftlern und studierten Jungunternehmern, dachte ich mir.

An einem Dienstagabend war ich dann bei Paul. Er lebt in einem kleinen Bungalow in einem Vorort der Hauptstadt zusammen mit seiner Frau und seinem zehn Monate alten Sohn. Zwei Zimmer, Küche, Bad. Richtige Fenster hat der Bungalow nicht, nur Holzstäbe mit Vorhängen davor. Untere Mittelschicht.

Kurz nachdem ich das Wohnzimmer betreten hatte, schaltete Paul den Fernseher ein. Es lief eine Doku über Peru. „It looks just like Africa there. They have farming. They have bush and trees“, lacht Paul begeistert. Ja, was denkt er denn, dass es nur in Afrika Bäume und Bauern gibt? Paul zeigt mir auf seinem Smartphone ein paar Bilder von seiner Arbeit (Bauarbeiter) und aus seiner Kirche, wo er einen Tanzkurs für Kinder gegeben hat. „Show me some Pictures of Germany.“

Auf meinem Handy befinden sich aktuell 3.295 Fotos. Trotz dieser enorm hohen Anzahl an Bilddateien, hat es ungefähr zehn Minuten gedauert, bis ich Fotos aus Deutschland gefunden habe. Zuerst musste ich durch die vielen Bilder scrollen, die ich in Ghana gemacht habe. Dann die Bilder von der Silvesterfeier. Dann der Ägyptenurlaub mit meiner Ex-Freundin, der Spanienurlaub mit Kumpels, der letzte Junggesellenabschied auf dem ich war, Poserbilder aus dem Radiostudio, noch ein Spanienurlaub mit einem anderen Kumpel (ich war zweimal in einem Jahr in Spanien?!), diverse Fotos von kostspieligem Essen, Konzerte und Trinkgelage. Noch nie habe ich auf so unverhoffte Weise meine westlichen Privilegien in die Fresse gekloppt bekommen, wie in diesem Moment. Ich habe sogar das Handy etwas schief gehalten, damit Paul die Bilder nicht zu Gesicht bekommt. Irgendwann habe ich ein paar Bilder von einem Wald im Bergischen und Hochhausaufnahmen gefunden. Paul

war fasziniert: „There are the Mangos in the forest?“ („No, we import them from your country“), „All the houses belong to individuals?“

Einen spannenden Aspekt im ghanaischen Alltag stellt die Wichtigkeit von Religion dar: Es ist egal an was du glaubst, solange du an etwas glaubst. Christen repräsentieren die Mehrheit der Gläubigen im wohlhabenderen Süden Ghanas. Muslime sind im ländlicheren und ärmeren Norden in der Mehrheit. Darüber hinaus gibt es viele Menschen, die traditionelle Naturreligionen praktizieren. Im Großraum Accra sind alle Glaubensrichtungen vertreten. Und alle kommen ohne Konflikte miteinander aus. Das ist vorbildlich und bemerkenswert. Es gibt gemischtreligiöse Nachbarschaften, gemischtreligiöse Partnerschaften, manche wechseln sogar mehrmals in ihrem Leben die Konfession. Was aber überhaupt nicht erlaubt ist, ist nicht zu glauben. Atheismus ist ein absolutes Tabu. Das war für mich ein Problem, denn ich bin nicht gläubig.

Dies laut auszusprechen, hatte ich mich nur einmal getraut. In Ho, einer Stadt in den Bergen im Osten Ghanas. Ich hatte von Leuten im Hostel und deutschen Interviewpartnern bereits gehört, dass die Menschen feindselig auf Atheisten reagieren. Daher war ich immer sehr vorsichtig mit religiösen Äußerungen gewesen. Aber einmal wollte ich doch ausprobieren, was passiert, wenn ich offen meine Meinung sage. Ich saß also in Ho in einem Sammeltaxi auf der Rückbank. Vorne der Fahrer, neben mir eine Frau. Da ich mit meinem hellbräunlichen Teint und meinem fremdklingenden englischen Akzent direkt auffalle, verwickelte mich die Dame in einen Smalltalk. Woher ich denn käme, was ich in Ghana mache, und so weiter. Aus dem Nichts schoss sie auf einmal mit der Frage hervor: „What religion do you have?“ „Ehm, I am christian. But I am not really religious. I don’t go to church.“ Ein unmissverständliches „I don’t believe in God“ kam mir nicht über die Lippen. „Why not?“, schaut mich die Frau entgeistert und halb belustigt an. Als ob sie sagen wollte ‚Bist du aus einer Irrenanstalt entflohen?‘ „I’m on my way to service right now. I am going to church“, fügt sie hinzu. Oh perfekt, da bin ich ja mit Anlauf ins Fettnäpfchen getreten. Was sollte ich ihr antworten? Dass ich von einem Kontinent komme, auf dem das Christentum blutige Kriege geführt hat und für viel Leid verantwortlich ist? Dass ich zwar das soziale Engagement einiger Priester und Pfarrer absolut bewundernswert finde, aber die Kirche als Institution äußerst kritisch betrachte? Dass ich die Vorstellung von einem Gott als allwissendem und allmächtigem alten

(oft weißem) Mann kindisch finde? Dass ich die Vorstellung von Himmel und Hölle naiv finde? Dass die Menschen ihr Schicksal lieber selbst in die Hand nehmen sollten, anstatt für die Verbesserung ihrer Lebensumstände zu beten? Dass sie eine Religion ausübt, die sie ohne die Unterwerfung ihrer Vorfahren durch europäische Kolonialmächte niemals angenommen hätte? Dass ich maximal an eine gewisse spirituelle Beschaffenheit der Welt glaube - an Dinge wie Karma, eine Aura, Energieflüsse und Ähnliches. Natürlich habe ich nicht in dieser Ausführlichkeit geantwortet. „Well, there are so many bad things in the world. I just think it is more important to improve your life and the environment you live in, than hoping that god will fix it for you.“ Subtext: Ich hab' was Besseres zu tun, als an Märchen aus der Bibel zu glauben.

Wenn du mit Menschen diskutierst, die von einer Sache unbedingt überzeugt sind, nimm dir viel Zeit. Denn diese Menschen werden erst dann aufhören, wenn du ihnen Recht gibst. Die Dame fing also mit siegessicherem Blick an, mir zu erklären, dass Glaube und harte Arbeit kein Widerspruch sind. „Faith and God can help…“, begann sie. Doch ich unterbrach mit: „Well, science“, doch auch ich wurde unterbrochen. Es war der Taxifahrer, der anscheinend genug hatte vom Streit auf seiner Rückbank. „Well you can get out when keep talking like that.“ Seitdem habe ich auf Fragen nach meiner Religion immer nur kurz „christian“ erwidert – und dann die Gesprächspartner frei über ihren tief empfundenen Glauben und das Engagement in der Kirchengemeinde schwadronieren lassen.

**4. Digitalisierung – der Game Changer für die nächste Generation?**

Die Bevölkerung in Afrika ist jung. Das Durchschnittsalter liegt bei 21 Jahren. Der Jugend fehlt vor allem eins: Eine Perspektive in ihren jeweiligen Heimatländern. Wie kann es gelingen, Zukunftsperspektiven für junge Afrikanerinnen und Afrikaner in ihrer Heimat zu schaffen, damit sie sich nicht auf den lebensbedrohlichen Weg nach Europa machen müssen? Kann Digitalisierung das Leben der Jugend besser machen? Viele sehen in der zunehmenden Technologisierung den Heilsbringer für

Afrika. Weil dank des Internets junge Menschen selbst ein Business auf die Beine stellen können. Ein Beispiel:

### 4.1 Der Mann, der Plastik mit dem Handy sammelt

Ich war an der Ring Road, eine Hauptverkehrsader in der ghanaischen Hauptstadt Accra. Hier in der Nähe endet der Nini, der große Kanal, der quer durch die Stadt läuft. Wasser sieht man allerdings kaum, denn das Kanalbett ist randvoll mit Plastikmüll. Flaschen, Dosen, Tüten – und die Anwohner sind richtig genervt. Nach Abfalleimern sucht man in Accra vergebens. Eine Müllabfuhr, wie wir sie aus Deutschland kennen, gibt es nur in gutsituierten Stadtvierteln. Überall sonst fahren sogenannte „Borla-Taxis“, Mülltaxis, herum. Also Tagelöhner, die mit kleinen Transportern hupend von Haustür zu Haustür gondeln und Müll einsammeln. Doch viele Ghanaerinnen und Ghanaer haben kein Geld, um den Borla-Fahrer zu bezahlen. Umweltbehörden und Wissenschaftler gehen davon aus, dass in Accra nur rund die Hälfte des Mülls abgeholt, und ein Bruchteil davon recycelt wird. Ein großer Teil landet eben zum Beispiel in diesem Kanal. Da kommt Emmanuel Danso ins Spiel. Er ist 26 Jahre jung, Unternehmer und App-Programmierer. „Meine App heißt Borlaadakye – die Zukunft des Mülls. Sie soll helfen Plastik zu recyclen“, erzählt er mir im iSpace. Das ist ein Business-Hub, also ein Co-working-space für Start-Ups. Ein Ort zum lernen und Kontakte zu knüpfen und zu arbeiten. Die Idee seiner App ist Folgende: Leute sammeln ihren Plastikmüll zuhause, statt ihn achtlos in die Gegend zu pfeffern. Über die App können sie dann jemand bestellen, der den Plastikmüll abholt. Dann werden den Usern Punkte in der App gutgeschrieben – und die Punkte können sie dann gegen Waren aus recyceltem Plastik eintauschen. Also zum Beispiel Plastikteller oder Plastikstühle. „Jeder könnte Plastikmüll sammeln. So haben die Leute einen Anreiz Plastik aus ihrer Nachbarschaft zu sammeln.“

Das Plastik landet dann unter anderem bei der Firma rePATRN. Dem ersten Recyclinghof für PET-Flaschen in Ghana. Denn bei tropisch hoher Luftfeuchtigkeit und Temperaturen über 30 Grad jeden Tag, trinken die Menschen sehr viel, und die leeren Plastikflaschen landen danach am Straßenrand.  Jeffrey Provencal, ein

Züricher mit ghanaischen Wurzeln, will diesen Missstand abstellen. Beim Besuch auf dem Werksgelände von rePATRN zeigt mir Provencal, wie die einzelnen Arbeitsabläufe aussehen.

Die angelieferten Plastikflaschen werden in den Hallen von rePATRN zunächst von Deckeln und Etiketten befreit, gesäubert und nach Farben getrennt. „Dann kommen sie auf das letzte Förderband. In die Ballenpresse rein. In den Kanal rein. Wenn der Kanal dann voll ist, gibt's einen Stempel, der von rechts nach links fährt, der presst das alles zusammen und stößt unsere Ballen dann aus."

Die ein Kubikmeter großen Ballen lässt Inhaber Jeffrey Provencal zu Abnehmern nach Europa verschiffen, wo sie zu winzigen Plastikkügelchen geschreddert, und anschließend zu neuen Trinkflaschen und Polyesterkleidung verarbeitet werden.

Für seine maschinelle Plastikrecyclinganlage hat Provencal auch eine digitale Vision: „Dass jeder Sammler einen Sack hat. Wenn er den Sack anliefert, wird der lokal gescannt. Der Sack wird geleert. Und dann kann man sagen: Dieser Badge, der aktuell produziert wird, besteht aus diesen beliebigen Säcken."

Das bedeutet also: Jede Person, die ihren Plastikmüll beim Recyclinghof rePATRN abgibt, soll einen individuell scanbaren Sack bekommen. Wenn die Tonnen von Plastikmüll dann zu Ballen zusammengepresst werden, könnte die Recyclingfirma nachverfolgen, in welchem Ballen die leeren PET-Flaschen aus welchem Sack stecken. Und natürlich auch, wem dieser Sack gehört. Das würde bedeuten: Wer in Zukunft ein T-Shirt aus Polyester kauft, wüsste, dass das darin verwendete Material, recyceltes Plastik von einer bestimmten Person aus Ghana ist.

### 4.2 Der Entscheider und der Macher

Plastik ist ein virulentes Problem in der westafrikanischen Vorzeigedemokratie Ghana - dessen Lösung die Digitalisierung bringen soll. Digitalisierung soll aber noch viel mehr. Sie soll der Jugend im Land mehr Jobs bringen. Sie soll die Bildung verbessern, Zugang zu Finanz- und Gesundheitsdienstleistungen sowie Informationen ermöglichen. Das erhoffen sich die Bürger.

Die Regierung will mittels Digitalisierung die Korruption verringern, Behördengänge erleichtern, und mehr Steuereinnahmen generieren. Denn bis heute arbeiten in Ghana rund 80 Prozent aller Einwohner im informellen Sektor. Beispielsweise als Tagelöhner, Imbissbetreiber oder Straßenhändler, die keine Steuern zahlen. Mit modernen Datenverarbeitungsprogrammen könnten mehr Unternehmen und Arbeitnehmer registriert werden. Der Staat hätte einen exakteren Überblick über die Entwicklung von Einwohnerzahlen, und über deren wirtschaftliche Situation.

Ausnahmslos alle hoffen aber auf einen Wirtschaftsaufschwung dank Digitalisierung. Der für die ghanaische Volkswirtschaft überlebenswichtige Export von Agrarprodukten wie Kakao oder Tropenfrüchten sowie der Verkauf von Rohstoffen wie Gold stagniert seit Jahren. Vor mehr als zehn Jahren wurden enorme Erdöl- und Gasvorkommen vor der Küste Ghanas entdeckt. Seitdem hat sich das Land zu einem wichtigen Förderer und Exporteur von Erdöl entwickelt. Erdöl ist sogar das zweitwichtigste Exportgut für das westafrikanische Land. Die Förderung ist lukrativ und soll weiterhin intensiviert werden. Aber der gesamte Sektor ist hochtechnifiziert, sodass in diesem Bereich nur wenige Arbeitsplätze für die lokale Bevölkerung entstehen. Für die Förderung von Öl aus den Tiefen des Atlantiks im Golf von Guinea, sowie für die Wartung und Verwaltung von Bohrinseln, Raffinerien und Logistikzentren braucht es Fachleute. Fachleute, von denen es nur sehr wenige in Ghana gab und immer noch gibt. Was bedeutet, dass auch die bessergestellten Arbeitsplätze, die eine hohe Qualifikation erfordern, selten an ghanaische Männer und Frauen gehen. Es kommen Fachkräfte aus allen Teilen der Erde. Für diejenigen ist das Ölgeschäft in Ghana gewinnbringend.

So blicken also viele Menschen, ja vor allem Jugendliche, nach vorn in ein digitales Zeitalter, das sie mitgestalten und nicht außen vorgelassen werden wollen. So wie bei der industriellen Revolution, bei der gigantische Industrieanlagen in Nordamerika und Europa entstanden, die breiten Bevölkerungsschichten Arbeit – und damit auch einen gewissen Wohlstand und einen grundlegenden Bildungsstandard garantierten.

Deshalb hat Ghanas Regierung Digitalisierung zum Staatsziel ausgerufen. Oliver Boachie ist der Staatssekretär für Digitalisierung. Ihn habe ich an einem Freitagnachmittag meiner vierten Stipendiumswoche im MESTI (Ministry of environment, science, technology and innovation) in Accra besucht.

Das Ministeriumsgebäude ist ein brachial wirkender Betonbau, gelb und orange angestrichen. Es liegt auf einem Gelände, das mehrere Ministerien beheimatet. Unter anderem das Ministerium für Tourismus und das Energieministerium. Es wird durch Zäune, Schranken und erschreckend unaufmerksame Wachleute gesichert. Die Wachleute sitzen auf ramponierten Holzstühlen vor den Ministeriumseingängen, schlummern, schrecken kurz auf als ich mich nähere – „I have an appointment with Mr. Boachie“ – nicken kurz und sacken wieder in ihre Schlummerstellung zurück.

Der Empfang besteht aus einer steingefliesten Eingangshalle, einer dunklen Ecke mit Rezeptionstisch und einer gelangweilten, kurz angebundenen Empfangsdame. Sie knallt mir ein Buch auf die Rezeptionstheke, legt einen Stift darauf und bedeutet mir, mich einzutragen. In dem Buch stehen Namen der Besucher, von welcher Institution sie kommen, Ankunftszeiten, und mit wem sich die Besuchenden getroffen haben. Ein analoges Besucherregister? Ernsthaft? Im Ministerium, das für Digitalisierung zuständig ist? Die Empfangsdame hat einen kleinen Computer vor der Nase stehen. Werden Besucher doppelt registriert? Sie tippt nichts. Sie klickt nur mit der Maus herum. Die Dame schickt mich zwei Stockwerke nach oben. Dort gehe ich die Bürotüren ab, bis ich vor der Nummer 212 stehe, vorm Büro von Mr. Boachie.

Oliver Boachie ist der „special advisor to the Minister of Environment, Science, Technology and Innovation“. In dieser Position ist er schwerpunktmäßig mit der Digitalisierung betraut. Boachie verfügt über 25 Jahre Arbeitserfahrung als Softwareentwickler und IT-Ingenieur. Bis zu seiner Berufung in die Politik war er als technischer Leiter und Manager bei verschiedenen ghanaischen Telekommunikationsunternehmen und Softwareherstellern beschäftigt. Unter anderem war er an Datenverarbeitungstechnologien für ghanaische Banksysteme und der digitalen Verknüpfung zwischen Geldautomaten und Bankinstituten beteiligt. Er hat in den USA bei IT-Betrieben wie Texas Instruments und IBM gearbeitet. 1980 hat er seinen Abschluss in Physik und Computerwissenschaften an der Universität von Texas in Dallas gemacht.

Als er mich in seinem Büro begrüßt, trägt er ein traditionelles Kente-Hemd (ein buntes Hemd mit traditionell westafrikanischen Formen und ghanaischen Adinkrah-Symbolen – Boachies Hemd war türkis mit blauen, gelben und pinken Sprengseln, die wie bei einem Schuppentier angeordnet waren) und ein breites Lächeln im Gesicht.

„Für die Regierung von Ghana ist Digitalisierung von entscheidender Bedeutung. Sie ist das zentrale Element unserer Strategie, um das Land voranzubringen. Unserer Meinung nach ist es fast unmöglich, dass Ghana sich weiterentwickelt, ohne dass wir die Digitalisierung vorantreiben."

Deshalb soll auch mindestens ein Prozent des Bruttoinlandsprodukts in den Wissenschafts- und Technologiesektor fließen. Das Ministerium setzt bei seiner Digitalisierungsstrategie auf die Zusammenarbeit mit Akademikern. „Wenn Sie sich alle Länder anschauen, die ihre Wirtschaft technologiefreundlich und innovativ gestalten, dann sehen Sie, dass all diese Staaten einen erheblichen Teil ihres Bruttoinlandsprodukts in Forschung und Entwicklung stecken", sagt der Staatssekretär. „Ihr eigenes Land, Deutschland, investiert – das habe ich erst kürzlich gehört – rund 3,5 Prozent seines BIP in Forschung und Entwicklung. Israel, Japan, Südkorea oder die Schweiz investieren sogar mehr als vier Prozent. Momentan liegt Ghana nur bei einem sehr niedrigen Level von 0,25 Prozent."

Boachie zählt dann noch die acht Strategiebereiche auf (8 strategic technological areas), die vom technischen Fortschritt am stärksten profitieren sollen. Bereiche, in denen die Digitalisierung am wirksamsten in Erscheinung treten soll.

Demzufolge soll die zunehmende Technologisierung in Ghana:

1.) Die Agrarwirtschaft produktiver gestalten. Mittels modernen Informationsaustausches könnten Routen für Lastkraftwagen effizienter genutzt werden, sodass es weniger Leerfahrten gäbe. Bauern und Landwirte können besser geschult werden für den Umgang mit ihren Anbauflächen und ihren Nutztieren.

2.) Das Umwelt- und Abfallmanagement könnten klüger gemanagt werden. Vor allem wenn zu Umwelt-, Natur- und Klimabelangen verlässliche Daten erhoben und verarbeitet werden würden.

3.) Dem verarbeitenden Gewerbe helfen. Mit mehr Know-how in der eigenen Bevölkerung, mehr Fachleuten in Bereichen wie IT, Ingenieurswesen und Technik, könnte Ghana selbst die Maschinen fürs verarbeitende Gewerbe konstruieren und bauen, statt sie zu importieren. Aktuell exportiert Deutschland viele Maschinen nach Ghana.

4.) Die erneuerbaren Energien fördern. Ghana – und Afrika insgesamt – hat Sonne im Überfluss. Solarenergie könnte überall und beinah alltäglich gewonnen werden. Doch noch immer kommt die meiste Energie aus fossilen Brennstoffen.

5.) ICT fördern: Diese Abkürzung steht für „Information- and Communication Technologies“. Damit Ghana, Staat und Unternehmen, seinen Bürgerinnen und Bürgern mehr High-Tech-Maschinen, Hard- und Softwarelösungen anbieten kann, muss natürlich auch der Informatikbereich selbst ausgebaut werden. Das umfasst die Wissenschaft, die Telekommunikationsbranche, die Medienbranche, sowie die IT-Branche.

6.) Den Gesundheitssektor erneuern: In sehr vielen Arztpraxen und Krankenhäusern in Ghana werden Patientenakten noch handschriftlich verwaltet. Was einen enormen Mehraufwand an Arbeitszeit gegenüber elektronischer Datenverarbeitung bedeutet. Und auch bei Umzug eines Patienten könnten dessen Krankheitsdaten schneller und unkomplizierter zwischen unterschiedlichen medizinischen Einrichtungen übermittelt werden.

7.) Die Bergbauindustrie profitabler machen. Ghana baut Mineralien, Edelmetalle und Rohstoffe wie beispielsweise Gold, Bauxit, Lithium und Diamanten ab.

8.) Den Öl- und Gassektor lukrativer machen. Die Technifizierung des Öl- und Gassektors läuft bereits. Dieser Sektor wirft Gewinne ab, ist jedoch nicht sehr beschäftigungsintensiv. Nur wenige lokale Arbeitskräfte werden auf den Bohrinseln und Ölraffinerien benötigt. Höher qualifizierte Fachkräfte kommen häufig aus dem Ausland.

Viele junge Leute wollen aber nicht warten, bis die Regierung digitale Technologien und Prozesse in den Wirtschaftskreislauf implementiert. Viele wollen ihre eigenen Ideen in die Tat umsetzen, und dabei die Probleme des Landes lösen. Genau dafür seien Unternehmer nun einmal da, sagt Josiah Eyison, Vorsitzender des Hub-Network Ghana. Er ist ein hochgewachsener Mann mit Glatze und Vollbart. Unternehmertum sei eine bestimmte Art zu denken, um die Welt zu verbessern, meint Eyison: „Entrepreneurship is a mindset. A mindset of solving problems, right.“ Er redet schnell und mit britischem Akzent. Eyison hat in England gewohnt. In London. Dorthin ist er samt seiner Familie im Alter von 14 Jahren ausgewandert. Mit

20 hatte er sein eigenes Musiklabel gegründet. Da vermarktete er Afrobeat- und Dancehallmusik. Knapp 30 Jahre später kehrte er dann in sein Geburtsland zurück. Nicht wegen des Brexits, wie er sagt. Auch wenn er es für einen eklatanten Fehler hält, dass die Briten die Europäische Union verlassen, und er kein gutes Wort für den aktuellen britischen Premierminister Boris Johnson übrighat. Er kam nach Ghana um „business“ zu machen. Um Jungunternehmern auf die Beine zu helfen.

Das Treffen mit ihm findet im iSpace statt, einem von ihm gegründeten Businesszentrum für Start-Ups, in dem Jungunternehmer und Start-Ups Business-Kurse bekommen und sich für kleines Geld einen Arbeitsplatz mit schnellem Internetzugang, funktionierender Stromversorgung und Klimaanlage mieten können. Letztere ist in einem Land, in dem es nachts selten kälter ist als 27 Grad, sehr wichtig.

Josiah Eyison unterrichtet auch selbst die jungen Gründer. Zum Beispiel in Marketing. Häufig hätten sie Geschäftsideen mit sozialem oder ökologischem Anspruch, sagt er. Eben weil viele von ihnen in widrigen Lebensumständen aufgewachsen seien. „Wenn du in einer Gegend lebst, in der es keine Geldautomaten gibt. Und die Menschen nicht wissen, wie sie Sachen bezahlen sollen – hast du eine Idee im Kopf, um das Problem zu lösen. Statt zu Hause zu sitzen und dich darüber zu beschweren, dass es keine Jobs gibt. Wir brauchen kritische und kreative Geister, wenn die Leute die Schule verlassen, jedoch keine Leute, die mit guten Noten die Schulzeit nur abgesessen haben.”

### 4.3 Digitale Nomadinnen

Unter den kritischen und kreativen Geistern, von denen Eyison spricht, finden sich derzeit leider noch viel zu wenig Frauen. Vor allem, wenn es darum geht, digitale Unternehmen zu gründen. Ein Grund dafür ist laut Studien, dass Frauen in Ghana seltener Zugang zu Computern haben und viel weniger Zeit im Internet als Männer verbringen.

Doch es gibt sie. Die Vorbilder - erfolgreiche Programmiererinnen und Digitalunternehmerinnen: Zum Beispiel Ivy Barley. Sie ist die Mitbegründerin von ‚Developers in Vogue', eine Tech-Community von und für Frauen, die IT-Kurse in Software-Entwicklung sowie Mentoringprogramme für Uni-Absolventinnen anbietet. Im März dieses Jahres wurde Barley jedoch von einem großen US-amerikanischen Technologiekonzern abgeworben.

Ein weiteres Vorbild: Laila Abdul Rahman. Die 28-jährige Ghanaerin ist auf dem besten Weg mit ihrer Geschäftsidee Sabary Tours eine erfolgreiche Unternehmerin zu werden: „Sabary Tours ist eine Onlineplattform, auf der man Urlaube und Touren in Ghana buchen kann. Wir wollen das Reisen in Afrika erleichtern", erzählt sie mir. Ich interviewe Rahman ebenfalls im iSpace, wo die junge Frau gerade an einem Marketingseminar teilgenommen hat. Dabei fokussiert sich Laila Rahman auf afrikanische Touristen. „Unsere Zielgruppe sind Afrikaner, die ihren eigenen Kontinent kennenlernen wollen. Denn wir glauben, dass die Menschen in Afrika selbstbewusster auftreten können, wenn sie das schätzen und lieben lernen, was sie haben."

Als Inhaberin einer Online-Reiseagentur ist sie gleich in zwei Männerdomänen vorgedrungen: In die Gründerszene und die Tech-Branche. Besonders von älteren Geschäftspartnern, erzählt sie lachend, habe sie sich erniedrigende Sprüche anhören müssen: „Die sagen Sachen wie: ‚Aber warum bist du hier? Es gibt so viele Männer da draußen. Warum heiratest du nicht?' Und ich sage: ‚Nein, ich will es alleine schaffen.' Ich wünschte, wir hätten eine Gesellschaft, die offen für junge Leute ist, die einen ermutigt und nach oben hilft." Ihr Geschäft ist derzeit leider vorübergehend auf Eis gelegt. In Ghana gelten, wie im Rest der Welt auch, Ausgangsbeschränkungen. Die Landesgrenzen waren wegen der Covid-19-Pandemie mehrere Wochen lang dicht.

### 4.4 Abhängig unabhängig

Die Miete für eine Wohnung muss man meist ein bis zwei Jahre im Voraus bezahlen. Beamtenstellen oder freie Stellen bei internationalen Konzernen sind selten, und die

Hürden um an diese Stellen heranzukommen, sind alles andere als niedrigschwellig. Daher träumen nicht nur die Universitätsabsolventen, sondern auch der Uberfahrer (häufig auch mit Uni-Abschluss) von einer Karriere als selbständiger Unternehmer oder Unternehmerin.

Diejenigen, die versuchen ihren Traum zu realisieren, stoßen bald an finanzielle Grenzen. Büroräume und deren Ausstattung, Gerätschaften, Computer und Zubehör sind teuer. Eine permanente Stromversorgung für den eigenen Arbeitsplatz sicherzustellen ist noch teurer. Die finanziellen Einlagen, die Gründer mitbringen, sind da rasch erschöpft. Die Konsequenz? Donor-Hopping! Jungunternehmer stellen sich bei internationalen Firmen, Agenturen, Hilfs- oder Entwicklungsorganisationen vor, um Fördergelder zu beziehen.

„Ghanaische Unternehmer konzentrieren sich zu sehr auf die Finanzierung.“, sagt der Staatssekretär für Digitalisierung, Oliver Boachie. „Das ist vom falschen Ende her gedacht. Die Gründer müssen sich mehr auf ihr Produkt konzentrieren.“ Josiah Eyison, Vorsitzender des Gründernetzwerks Ghana widerspricht vehement: „Was sollen die Unternehmer denn machen? Niemand kriegt hier einen Kredit von der Bank. Die Banken wollen immer fertige Produkte sehen, die sich auch schon am Markt behauptet haben. Keine Bank investiert in eine Idee. Außerdem haben Banken oft Vorbehalte gegen junge Leute.“ Außerdem sind Bankkredite für viele Jungunternehmer unattraktiv, da die Zinsraten zwischen 20 und 30 Prozent liegen. Daher sind viele junge Erwachsene unfreiwillig abhängig von ausländischen Geldgebern, obwohl sie sich mit dem Schritt in die Selbständigkeit eigentlich unabhängig machen wollten.

### 4.5 Cybercrime made in Africa

Dennoch steht eins fest: Die Jugend des Landes hat jede Menge Ideen, um Probleme in Ghana zu lösen. Alles, was sie dafür brauchen, sind Handy, Laptop und Internetzugang. Digitalisierung ist ein Werkzeug, mit dem junge Afrikanerinnen und Afrikaner schnell und einfach ihre Ideen realisieren.

Afrika boomt, und zwar dank der Jugend. Es sind vor allem Jungunternehmer, IT-Fachleute und App-Entwickler, die den Kontinent wirtschaftlich und technisch nach vorne pushen.

Die Plastiksammel-App „Borla Daakye“ ist nur ein Beispiel. Es gibt Telemedizin-Apps – mit deren Hilfe können Menschen in entlegenen Gebieten Ärzte konsultieren. Und es gibt die wohl erfolgreichste digitale Errungenschaft aus Afrika: Mobile Money. Ein SMS-Banksystem.

Das sind die Vorteile der Digitalisierung in Afrika. Aber es gibt auch Nachteile. Die offenbaren sich bei angesprochenem Mobile Money. Das System gilt als digitaler Durchbruch made in Africa. Es birgt jedoch auch Gefahren.

Doch um die zu durchschauen, müssen User erst das SMS-Banking-System des Mobile Money verstehen. Das läuft wie folgt ab:

Die Benutzer/innen richten sich ein Konto bei ihren jeweiligen Handyanbietern ein. Das Konto wird dort digital verwaltet. Wer Geld überweisen will, macht das per SMS, wo ein bestimmter Code eingegeben werden muss, damit das Geld beim Empfänger ankommt. Geld einzahlen oder abheben wird ebenso ermöglicht. Aber nicht bei der Bank, sondern im Handyshop.

Dieses System gibt es seit über 10 Jahren in Afrika und ist ein richtiger Game Changer. Denn die meisten Afrikanerinnen und Afrikaner haben ein Handy – aber nur wenige ein Bankkonto, und Banken gibt es eh nur in Städten. Millionen Menschen haben so erstmals regelmäßigen Zugang zu rudimentären Finanzdienstleistungen. Ghana ist laut Weltbank das Land mit dem stärksten Wachstum im Bereich Mobile Money in ganz Afrika.

Jetzt kommt das große Aber: Ich war in Ghanas Hauptstadt Accra im „PCN ICT Training Centre“. Ein privat geführtes Ausbildungszentrum für IT-Fachleute. Dort habe ich Kwakye und Patience getroffen. Zwei Studenten, die Software-Entwickler werden wollen. Kwakye kennt die Gefahr des bargeldlosen Bezahlens mit dem Handy. „Ja Mobile Money ist sehr beliebt in Ghana. Aber der Betrug damit ist auch sehr beliebt in Ghana.“

Der Betrug läuft üblicherweise so ab: Die User kriegen aus heiterem Himmel eine SMS. In der steht: Der Betrag in Höhe von xy wurde an Sie überwiesen. Wenn die User sich dann wundern, wer ihnen denn Geld überwiesen hat, klingelt das Telefon.

„Die rufen dich an und sagen, dass sie fälschlicherweise Geld an dich überwiesen hätten. Wenn du ungebildet bist, dann überprüfst du nicht dein Konto. Du überweist das Geld einfach zurück."

Doch auch wer sein Konto erstmal überprüft, ist gefährdet. „Die Mobile Money Betrüger haben eine Software namens keylogger. Sie schicken dir eine SMS, und wenn du sie öffnest, installiert sich der keylogger auf deinem Handy. Wenn du also dein Konto checken willst, und deine PIN eingibst, können die alles mitlesen."

Deswegen ist Studentin Patience sehr vorsichtig, was ihr Onlineverhalten angeht. „Ich nutze den Laptop und das Handy nur für Recherche. Nur dafür gehe ich ins Internet. Für Recherche. Vielleicht ist mir deshalb noch nichts Schlimmes passiert. Vielleicht kommt das noch", erzählt sie mir im Klassenraum nach einer praktischen Übungsstunde zu Java Script. Internetbetrug betrifft nicht nur Einzelpersonen, sondern auch Firmen, Banken und Versicherungsunternehmen. Laut staatlichen Polizeiangaben beläuft sich der Schaden durch Internetbetrug auf dutzende Millionen Dollars pro Jahr.

Schnelles Banking und Cybercrime. Einige der Vor- und Nachteile der Digitalisierung in Ghana.

### 4.6 Computerunterricht ohne Computer

Damit Digitalisierung in verschiedenen Lebensbereichen einen sichtbaren Fortschritt und Nutzen bringen kann, braucht es Menschen, die mit Computern umzugehen wissen. Also wie lernen Kinder und Jugendliche den digitalen Kosmos kennen? Wie kommen sie das erste Mal mit elektronischen Geräten in Kontakt? Auch die finanzielle Situation ist interessant, denn Computer kosten ja auch Geld und das muss man sich ja erstmal leisten können in einem Land, in dem das jährliche Durchschnittseinkommen bei 2.100 Dollar pro Person liegt.

Eine umfassende Ausstattung mit PC, Laptop, Tablet und Handy ist schlichtweg für die allermeisten in der Bevölkerung nicht erschwinglich. Wahrscheinlich auch unnötig. Wer wenig Geld zur Verfügung hat, besinnt sich auf das, was essentiell ist:

Ein Smartphone. Das besitzen rund 80 Prozent, einen Laptop oder einen PC nur etwas über 40 Prozent der Bevölkerung in Ghana. Und die Leute, die täglich online sind, leben meist in urbanen Zentren - wo der Netzempfang gut und die Stromversorgung sicher sind. Deswegen bin ich dorthin gefahren, wo Netzempfang und Strom eher Glückssache sind, und es im Übrigen auch kein fließendes Wasser gibt.

Ich war in Shia. Einem Dorf in den Bergen im Osten Ghanas. Da habe ich zwei Tage an der örtlichen Senior High-School verbracht, an der „Shia Senior High Technical School“. Einem Dorfinternat für Oberstufenschüler. Nach drei Jahren machen sie dort ihr WASSCE. Das „West African Senior School Certificate Examination – so heißt das westafrikanische Abitur.

Während dieser drei Jahre steht auch ICT auf dem Stundenplan. Also „Information and Communication Technologies“. Der Computerkurs. Das Problem ist aber, dass die Schule gar keine Computer hat, erklärte mir der stellvertretende Schulleiter Philip Dogbatse Yao. „Der Computerkurs ist im Grunde theoretisch. Der Unterricht läuft ohne Computer. Der Lehrer bringt normalerweise einen Laptop mit zu Demonstrationszwecken.“

Dieser Lehrer heißt Earnest Adomensa. Und er hat wirklich seinen privaten Laptop zur Unterrichtsstunde mitgebracht, der ich beiwohnen durfte. Er balanciert seinen Klapprechner auf dem linken Arm, während er mit der rechten Hand das Microsoft Startmenü auf die Tafel zeichnet. Heute bringt er den rund 20 Schülerinnen und Schülern bei, wie man auf dem Desktop eine Verknüpfung zu einem Programm erstellt.

Dafür stellt er seinen Laptop auf einen Tisch und bittet die Schüler, sich darum zu versammeln. Eine Schülerin setzt sich an den Rechner, und Earnest Adomensa erklärt ihr, was zu tun ist. „Du klickst auf Start, dann erscheint eine Liste mit allen Programmen. Du klickst auf eins, hältst und ziehst es. Du klickst und ziehst es, und dann lässt du es hier los. Und wie du sehen kannst, haben wir jetzt die Verknüpfung auf dem Desktop.“ Danach brandet Applaus auf für die Schülerin, die die Drag-und-Drop Funktion korrekt ausgeführt hat. Drag-and-drop. Etwas, was viele Kinder in Deutschland nebenbei von ihren Eltern aufschnappen.

Nach dem Unterricht gesteht mir Adomensa: „Es ist traurig. Du hast ja gesehen, dass ich meinen eigenen Laptop für den Unterricht benutze. Manchmal richte ich mit meinem Handy einen Hotspot ein. Ich will nämlich in meine Schüler investieren. Also zahle ich das Datenvolumen und richte einen Hotspot ein, damit die mal ins Internet können und ein Gefühl dafür kriegen."

Das Internet ist für die Abiturienten in Shia kein Neuland. Viele haben ein Smartphone, benutzen es aber nur selten. Denn Handys sind in der Schule verboten, Datenvolumen ist teuer, und Strom kommt nur unregelmäßig aus der Steckdose. Und wenn sie mal ihr Telefon in der Hand haben, verbringen sie ihre Online-Zeit auf Facebook oder YouTube. Eine E-Mail schreiben oder eine Powerpoint-Präsentation erstellen, das können viele nicht. Aber das wollen die Abiturienten aus Shia nachholen, sobald sie mit der Schule fertig sind. Als der Lehrer die Klasse entlässt, wuseln alle durcheinander. Doch ein paar Jugendliche konnte ich noch erhaschen, bevor sie auf den Schulhof verschwanden. Eine Abiturientin meint: „Wenn ich die Chance kriege, gehe ich zur Computerschule. Denn heutzutage im 21. Jahrhundert sind Computer alles." Ein Junge sagt: „Ich will lernen, wie ich schneller tippe und surfe. Und wenn jemand meinen Account hackt, kann ich Sicherheitsprogramme dagegen anwenden." Ein Mädel wirft ein: „Ich würde gerne dorthin, bevor ich zur Uni gehe." Ein Schüler mit rundem Gesicht erzählt: „Ich hoffe, ich lerne, schnell zu tippen. So dass ich nicht auf die Tastatur und die einzelnen Tasten schauen muss. Dass ich nur auf den Bildschirm gucke und losschreibe."

Diese Computerschulen sind sozusagen privat geführte Volkshochschulen rund ums Thema PC. Sie sind in allen größeren Städten vorhanden wie Sand am Meer. Das zeigt, wie groß der Wunsch in der Gesellschaft ist, moderne Technologien zu verstehen und zu beherrschen. Und wie stark Ghanas Jugend darum kämpft, mit dem Fortschritt mitzuhalten.

## 4.7 Lockdown

Aktuell kämpft aber Ghanas Jugend, wie auch die ganze Welt, vor allem mit dem Corona Virus. Insbesondere in den Großstädten Accra und Kumasi. Und die Pandemie betrifft die Jugend Afrikas.

All meine Recherchen hatten durch die Covid-19-Pandemie eine überschaubare Halbwertszeit. Deswegen möchte ich einen kurzen Blick auf ein Ghana werfen, dass sich zum Zeitpunkt, an dem dieser Text entstanden ist, im Lockdown befand. Auch in Ghana gab es massive Ausgangsbeschränkungen. Die haben sich aber vor allem auf die Städte fokussiert. Besonders harte Kontakt- und Ausgangsbeschränkungen gab es in den beiden bevölkerungsreichsten Städten Accra und Kumasi. Dort kontrollierten Polizei und Militär auf den Straßen, dass niemand draußen ist, der nicht zum Arzt oder einkaufen geht. Schulen, Unis, Geschäfte – alles war dicht. Die Grenzen ebenfalls. Eine Bekannte, die vor dem Ausbruch der Pandemie in einem Hostel gearbeitet hatte, wurde entlassen. Die Touristen blieben aus. Das trifft sie hart, denn mit ihrem Gehalt hat sie ihre Familie ernährt. Sie musste sich eine neue Stelle suchen, welche sie nie gefunden hat. Sie versucht, sich aktuell mit einer Modeboutique selbstständig zu machen.
Ich hatte während meiner Recherchereise viel mit jungen Kreativen und Jungunternehmern zu tun. Die hatten vor der Pandemie das Problem, dass es fast unmöglich war, bei einer ghanaischen Bank einen Kredit zu bekommen, und die deshalb auf ausländische Investoren angewiesen waren. Jetzt haben sie wegen Corona ein anderes Problem, hat mir Josiah Eyison, Vorsitzender des Gründernetzwerks Ghana, gesagt: „Die Viruskrise betrifft Unternehmer in dem Sinn, dass Investitionen und Finanzhilfen eingefroren sind. Die Leute können keine Rechnungen zahlen, denn diejenigen, die Gewinne einfahren, haben kein Einkommen mehr mit dem sie Sachen bezahlen könnten. Das ist ein Problem.“ Hierbei zeigt sich auch, dass die weltweite Viruskrise, von der Eyison spricht, bestehende Ungleichheiten noch weiter verstärkt und verfestigt. Den wirtschaftlichen Stillstand, zu Hause zu bleiben, können sich viele nicht leisten. Wenn die Menschen nicht arbeiten können, haben sie nichts zu essen. Und staatliche Hilfen gibt es kaum. Außerdem ist die afrikanische Wirtschaft im Allgemeinen von ausländischen Geldern abhängig. Ghana hat beispielsweise 2018 insgesamt 1,25 Milliarden US-Dollar an Entwicklungshilfe erhalten. Die Bundesrepublik hatte für die Jahre 2018 und 2019 rund 86 Millionen Euro an Finanzhilfen zugesichert.

Auch die vielen jungen, kreativen Unternehmerinnen und Unternehmer können ihre Ideen erstmal nicht umsetzen, weil Investments aus Europa, den USA und China fehlen. Für mich bedeutet das, wenn die Weltwirtschaft wieder hochgefahren wird, darf der Westen und China Afrika nicht vergessen. Die internationale Gemeinschaft sollte gezielt und intensiv in Jungunternehmer investieren, sowie in Afrika allgemein. Sonst droht nicht nur Ghana eine wirtschaftliche und damit humanitäre Katastrophe.

### 4.8 Ein Raum für Freiheit und Lebensgefahr – die LGTB-Community in Ghana

Welche Chancen bringt die Digitalisierung für die ghanaische Jugend? Diese Frage nur wirtschaftlich zu erörtern, und sie anhand von Jobmöglichkeiten und Profitaussichten zu besprechen, würde der ganzen Tragweite nicht gerecht werden. Denn Chancen können unterschiedlich ausgelegt werden. Bildungschancen gehören zweifellos dazu. Aber eben auch Chancen auf persönliche Freiheiten und Individualität. Ich wollte wissen, ob und inwiefern sich marginalisierte Gruppen von der Digitalisierung einen Vorteil versprechen. Besonders marginalisiert – ja nicht nur an den Rand der Gesellschaft gedrängt, sondern ganz und gar aus der Gesellschaft ausgeschlossen, ist die Gruppe der Homo- und Transsexualität.
Auf homosexuellen Handlungen zwischen Männern stehen drei Jahre Haft. Lesbische Handlungen sind nicht strafrechtlich relevant. Homosexuelle werden in der ghanaischen Gesellschaft geächtet. Hier und dort findet man auf öffentlichen Plätzen Graffitis mit homophoben Botschaften. Im März sorgte eine führende Vertreterin der Oppositionspartei NDC (National Democratic Congress) für viel Aufsehen. In einem Interview mit einem städtischen Radiosender in der Hauptstadt Accra empfahl sie indirekt, alle Homosexuellen zu töten. Die besagte Dame ist von Haus aus Veterinärmedizinerin. In Anlehnung an ihren erlernten Beruf sagte sie: „Homosexualität ist eine Krankheit. In der Tiermedizin muss man Homosexualität nicht hinnehmen, man muss alle Tiere töten, die versuchen sich gleichgeschlechtlich zu paaren. Warum sollten also wir Menschen sowas tun?“ Solch menschenverachtende Sprüche sind weder in den Medien, noch auf der Straße eine Seltenheit. Für mich ein Ding der Unglaublichkeit. Nicht, dass Homophobie mich schockieren würde. In vielen Sportvereinen sind homophobe Witze noch heute an der Tagesordnung. Aber immerhin ist in Deutschland Homosexualität nicht verboten.

Im Gegenteil. Die Ehe für alle ist seit 2017 gesetzlich erlaubt. Aber dieser profunde Hass und öffentlich hervorgebrachte Mordfantasien waren für mich dann doch neu und erschreckend.
Ich wollte wissen, wie die LGTBQ-Community in Ghana mit diesen Repressalien umgeht und jeden einzelnen Tag lebt. Aber Moment! Gibt es überhaupt offen bekennende Homosexuelle in Ghana? Vielleicht leben diese Menschen ja versteckt – und haben auch keinerlei Onlinepräsenz. Bei den drohenden sozialen und juristischen Repressalien wäre das durchaus verständlich.
Aber eine kurze Suche auf Facebook später wusste ich: Es gibt eine Community. Die auch offen bekennend im Internet in Erscheinung tritt: Die LGTB+Rights Ghana – Gruppe. Ich schreibe die Gruppe an. Sage, wie ich heiße. Sage, dass ich aus Deutschland komme – einem Land, in dem die Ehe für alle erlaubt ist. Sage, dass ich Journalist bin. Sende in der Nachricht sogar den Link zu meinem Moderatorenprofil auf der WDR-Website, damit wer auch immer diese Nachricht liest, direkt sehen kann, dass ich kein Fake bin und es ernst mit der Interviewanfrage meine.
Alex antwortet mir. Alex Kofi Donkor. Er sagt, er sei der Leiter der Gruppe. Ich erkläre Alex mein Anliegen und verabrede mich mit ihm für ein Interview drei Tage später.

Die Straße zur Adresse ist rot. Kein Asphalt, die staubige Erde ist rot. Üblich für Ghana. Die Erde ist extrem eisenhaltig. Und das Eisen färbt die Erde rötlich. Dadurch hebt sich die weiße Grenzmauer, hinter der der Bungalow steht, noch deutlicher ab. In dem Bungalow trifft sich die LGTB+ Rights-Gruppe. Der Bungalow gehört einer Organisation, die über sexuell übertragbare Krankheiten aufklärt. Bei der Organisation hat Alex gearbeitet, bis er auf Facebook eine Gruppe für die Belange von Homosexuellen gegründet hat. Die Gruppe hat sehr schnell sehr viel Zuspruch erfahren. Sodass er jetzt ausschließlich als Aktivist und Aushängeschild der Gruppe arbeitet.
Alex ist ein hochgewachsener, muskulöser Mann. Er heißt mich in einem dunkelblauen T-Shirt mit dazu passender dunkelblauer Kappe willkommen. Wir betreten den Bungalow, er führt mich in sein Büro. Dort setze ich mich vor seinen Schreibtisch wie bei einem Bewerbungsgespräch.
„Homo- und Bisexuelle waren lange Zeit versteckt und unsichtbar. Das Bedürfnis ist aber da, sich zu zeigen und sich auch zu vernetzen, miteinander in Kontakt zu treten“, erzählt Donkor. „Die Community muss sich auch vernetzen, um über Dinge

wie Religion zu reden. Über 90 Prozent der ghanaischen Bevölkerung sind religiös. Auch viele Homo- und Bisexuelle sind sehr religiös. Die haben Probleme damit, ihren Glauben mit ihrer Sexualität in Einklang zu bringen. Weil die Kirchen Homosexualität als etwas Schlimmes brandmarken. Dann sind viele unzureichend aufgeklärt und haben Fragen zu ihrer Sexualität. Außerdem muss sich die Community mit Homophobie auseinandersetzen.“ Homophobie gibt es innerhalb und auch von außerhalb der Community. Einigen, so berichtet Alex Kofi Donkor, missfällt die Art wie sich Schwule bewegen und reden. Das Verhalten einiger schwuler Männer sei zu offenherzig und extrovertiert für andere, die lieber ihre gleichgeschlechtliche Leidenschaft verbergen wollen. Und die von außen an die Gruppe herangetragene Feindseligkeit geht noch weit über die bereits geschilderten Hassbotschaften in Kirchen, Medien und auf der Straße hinaus. Besonders schwule Männer werden häufig erpresst. Donkor erläutert wie und mit was: „Es gibt Kerle, die legen sich bei Dating-Apps Fake-Profile an. Auf Grindr, Planet Romeo, aber auch auf Facebook und anderen sozialen Netzwerken. Die locken dann schwule Männer in eine Falle.“ Nämlich zum Beispiel zu sich nach Hause oder in einen verlassenen Hinterhof, wo dann mehrere Leute auf das Opfer warten, und den Ahnungslosen verprügeln und foltern. Währenddessen filmt einer der Täter die brutale Marter. Im Nachhinein verlangen die Täter dann Geld von ihrem Opfer. Sonst würde das Video ans Licht der Öffentlichkeit gelangen. Manche Schläger streamen ihre Gewalttat aber auch live auf Facebook. Und diesen Livestream hat Donkor auf seinem Laptop als Videodatei gespeichert. Er klickt auf Play.

Ein Gesicht in Nahaufnahme. Es ist ein rundes Gesicht, kurzgeschorene Haare, ein Auge ist geschwollen, beide Augen tränen leicht. Eine herrische Stimme ertönt. Sie redet schnell und eindringlich auf das Gesicht ein. Der Mann nickt immerzu kaum merklich. Die Stimme redet weiter in schnellem Twi, die weit verbreitetste Landessprache in Ghana. „Er sagt dem Mann, dass er überführt worden ist, schwul zu sein. Er sagt, dass es eklig und schlecht ist, schwul zu sein. Dass er damit sein Leben und das Leben anderer, sowie der Gesellschaft zerstöre. Und ob der Mann die Strafe akzeptiere“, übersetzt Donkor für mich. Der Mann im Laptop nickt unablässlich. Erst zuckt nur der Kopf ein wenig. Doch je länger die Stimme auf den Mann in Nahaufnahme verbal eindrischt, desto eifriger schwingt der Schädel vor und zurück.

Auf einmal verstummt die herrische Stimme, das Gesicht fliegt zurück, als der Mann von Händen an den Schultern gepackt und nach hinten gezerrt wird. Die Szenerie wird sichtbar. Zwei Männer halten den Schwulen auf einem kleinen Platz fest. Der Platz ist überdacht – vielleicht eine Markthalle? Im Hintergrund ist ein Durchgang erkennbar, durch den grelles Licht hineinströmt. Es muss also Tag gewesen sein. Um die zwei Täter und das Opfer hat sich eine Menschentraube gebildet.

Das Opfer entkleidet sich jetzt vor allen Zuschauern, bis auf seine rote Unterhose. Ein Mann trägt eine Holzbank herbei und stellt sie neben dem Schwulen hin. Es ist eine hölzerne Bierbank, auf die sich der Halbnackte nun bäuchlings drauflegt. Er streckt die Arme nach vorne. Ein Mann hält seine Arme fest. Ein anderer seine Beine. Dann kommt die herrische Stimme ins Bild. Die Stimme hat ein breites, kantiges Gesicht, lange herab baumelnde Rastazöpfe und etwas Bauchansatz. In der rechten Hand hat die Stimme ein langes… Was könnte es sein? Es sieht aus wie ein grüner Stock, hängt aber biegsam herab. Eine Peitsche kann es aber nicht sein, dafür ist das Folterutensil dann doch zu unnachgiebig. Dann hebt die Stimme den grünen Stock und schlägt damit auf den Rücken des auf der Holzbank liegenden Opfers ein. Der Mann auf der Bank stöhnt. Die herrische Stimme redet wieder etwas auf Twi und schlägt noch einmal zu. Der Mann auf der Bank stöhnt lauter. Noch ein Hieb. Jetzt mischt sich ein leises Wimmern unter die Stöhngeräusche. Ich gucke weg. Ich wende mich ruckartig vom Bildschirm ab, und Donkor klappt seinen Laptop mit einer Handbewegung zu.

Ein Großteil der Arbeit der LGTB+Rights-Gruppe ist es, derlei Videos im Netz ausfindig zu machen, den Opfern beizustehen, und die Täter vor Gericht zu bringen.

Eine sehr schwierige Arbeit. Darüber hinaus ist es oft einfacher, die Täter zu identifizieren, als die Opfer. Die Opfer sind meist traumatisiert, erzählt Donkor: „Die schämen sich. Die trauen sich nicht, sich bei der Polizei oder auch uns zu melden. Die wollen nicht, dass im Nachhinein die ganze Geschichte nochmal aufgewärmt wird. Denn bei einem Prozess würde ja erneut verbreitet werden, dass der Betroffene schwul ist.“ Und genau das wollen viele nach einer solch grausamen Erfahrung erst recht lieber verschweigen.

Die Täter wiederum brauchen sich nicht zu verstecken und mit ihrer Meinung hinterm Zaun zu halten. Ihre Homophobie wird gesamtgesellschaftlich mindestens geduldet. Oft treten die Täter öffentlich in Erscheinung, nennen in Foltervideos ihre Namen, oder verlinken ihre richtigen Facebook Profile unter den Foltervideos.

Alex Kofi Donkor kann aber auch Positives vermelden. Hin und wieder schafft es seine Aktivistengruppe die Täter anzuklagen und vor Gericht zu bringen. Dann sei die Beweislast so erdrückend, dass die Täter oft auch verurteilt würden. Denn obwohl homosexuelle Handlungen zwischen Männern illegal sind, ist die Gewalt an Schwulen deswegen noch lange nicht legitim und gerechtfertigt.
Die Schläger aus dem Foltervideo, das Donkor mir gezeigt hat, wurden zu jeweils dreijährigen Gefängnisstrafen verurteilt.
Das Netz ist für Homo-, Bi- und Transsexuelle in Ghana also ein gefährlicher Ort, an dem potentiell lebensbedrohliche Fakes auf sie lauern.
Doch soziale Netzwerke sind auch der einzige Ort, an dem sich Menschen aus LGTB+ Community frei äußern können, über ihre Bedürfnisse sprechen und auch einander näherkommen können, um beispielsweise ihre Sexualität zu ergründen. Denn einen Club oder eine Kneipe, in der sich die Gesellschaft treffen könnte, gibt es nirgendwo in Ghana. Früher soll es in der Hauptstadt Accra mal eine Hand voll Cafés und Treffpunkte gegeben haben. Aber die seien schon lange dicht.
Das bestätigen mir auch viele andere Personen bei dem allmonatlichen Treffen der Aktivistengruppe drei Tage nach meinem Interview mit deren Leiter. Kein Internet – das Treffen läuft analog ab, im Garten des Bungalows. Es sind ungefähr drei Dutzend Mitstreiter und Mitstreiterinnen für mehr Gleichberechtigung von LGTB-Personen anwesend.

### 4.9 Digital divide

Menschenrechtsaktivisten, Schüler, Studenten, Lehrer, Jungunternehmer, Wirtschaftsexperten und Politiker. Das waren bislang meine Gesprächspartner. Wer mir noch fehlte, ist eine Person, die aus der Vogelperspektive die fortschreitende Digitalisierung im Land einordnen und bewerten kann. Jemand, der die gesellschaftlichen Auswirkungen der digitalen Welt auf unterschiedlichen Ebenen zu analysieren vermag.
Ich brauche einen Wissenschaftler. Den passenden hatte ich mir bereits Monate vor Antritt der Reise ausgeguckt: Nii Quaynor. Professor für Computerwissenschaften an der Universität in Cape Coast. Er gilt als Vater des Internet in Afrika. Denn er hat den Netzausbau auf dem afrikanischen Kontinent maßgeblich mitbeeinflusst. Bei der

re:publica im Dezember 2018 in Accra, der ersten Internetkonferenz auf afrikanischem Boden, gab es einen einstündigen Kamintalk. Währenddem er von einer BBC-Journalistin zu seiner Vergangenheit befragt wurde, sowie zu seinen Einschätzungen für die Zukunft des Netzes in Afrika. Ich wollte ein Interview mit Nii Quaynor. Nur leider blieb dieses Vorhaben nicht mehr als ein frommer Wunsch. Wissenschaftler in Ghana zu einem Interview zu bewegen, ist problematisch. Besonders als ausländischer Journalist ohne Kontakte und Beziehungen.

Ich habe es über die Pressestelle der Uni probiert, keine Antwort. Über das Sekretariat des Fachbereichs, keine Antwort. Ich habe eine direkte E-Mail an ihn an seine Universitätsadresse geschrieben, keine Antwort. Gut, es waren Semesterferien. Aber trotzdem hätten die Büros der Dozenten und des Lehrpersonals irgendwann besetzt sein müssen. Auch über soziale Netzwerke habe ich es versucht. Ich habe den Tipp bekommen, dass in Ghana alle auf dem Karrierenetzwerk LinkedIn angemeldet sind, die was auf sich halten. Aber auch via LinkedIn: Keine Antwort. Schließlich gab ich es auf, Herrn Quaynor vor mein Aufnahmegerät kriegen zu wollen.

An meinem zweiten Tag in Ghana besuchte ich zwecks Kennenlern- und Hintergrundgespräch die Deutsche Welle Akademie in Accra. Die DW-Akademie hat mir wiederum das CDD, das „Center for Democratic Development“ empfohlen. Das ist eine Organisation, die sich – wie der Name vermuten lässt – für mehr Demokratie und politische Teilhabe einsetzt. Diesbezüglich engagiert sich die Organisation auch für Informationsfreiheit, für faire politische und demokratische Meinungsbildung in den Medien, sowie für zivilgesellschaftliche Repräsentanz in den Medien. Nach ein paar Klicks auf deren Website hatte ich jemand Neuen in Aussicht. Eine Wissenschaftlerin: Professor Audrey Gadzekpo. Vizevorsitzende des CDD und Dekanin der „School of Information and Communication Studies“ an der Universität Accra. Sie hat 25 Jahre als Journalistin gearbeitet. Und zwar auf allen Ebenen: Als Reporterin, Redakteurin, Moderatorin, Talk-Showmasterin. Sie hat einen Doktortitel in Afrikanistik von der Universität von Birmingham, Großbritannien; einen Masterabschluss in Kommunikationswissenschaften von der Universität Utah, USA; und zu guter Letzt einen Bachelor in Anglistik von der Uni in Accra. Eine so hoch dekorierte Dame wird meine Fragen zu den sozialen Auswirkungen der

Digitalisierung in Ghana wohl beantworten können. Doch leider war Professorin Gadzekpo nicht nur hoch dekoriert, sondern auch hoch beschäftigt. Sie war fast die ganze Zeit während meines Aufenthalts in Ghana im Ausland.

Ich hatte meinen Wunsch, einen Experten aus der Wissenschaft zu interviewen, aufgegeben. Da ergab es sich, dass ich in meiner letzten Woche in Ghana mit einem jungen Wissenschaftler aus Deutschland in den Bergen nördlich von Accra wandern war. Er hatte Kontakt zu einem Doktor der Soziologie, der an der Universität zum „digital divide“ in Ghana forscht. Zwei Tage später saß ich diesem Gelehrten gegenüber. Einen Experten in Gestalt eines neutralen Wissenschaftlers zu finden, ist schwierig. Denn einen Termin bei der intellektuellen Elite des Landes zu kriegen, ist genauso wahrscheinlich, wie dass der 1. FC Köln deutscher Meister der Fußball Bundesliga wird.

Der Gelehrte heißt James Dzisah. Seine Fachgebiete sind Wissenschafts- und Techniksoziologie. Dabei befasst er sich hauptsächlich mit Entwicklungen in der Wissenschaft und Technik und deren Auswirkungen auf die Bevölkerung als Gesellschaft. „Digitalisierung ist ein Prozess von Informations- und Kommunikationstechnologien.“, sagt Dzisah. „Ein Prozess, der unter anderem verschiedene Informationen erstmals verfügbar macht. Digitalisierung ist die Technifizierung von Dingen.“

Das ist seine wissenschaftliche Erläuterung für den Begriff Digitalisierung. Bei meinen Recherchen habe ich mich auf die Zugänglichkeit von Hardware fokussiert. Also ob sich Ghanaer Utensilien wie Smartphones oder Computer finanziell leisten können. Ich habe zu Software-Angeboten recherchiert. Ich habe nachgeforscht, welche Vor- und Nachteile der digitale Raum – das Internet – für die Wirtschaft, die Bildung und die finanzielle Sicherheit der Menschen haben kann. Insofern bin ich seiner Definition von Digitalisierung schon recht nahegekommen.

Auf diese Vor- und Nachteile der Technifizierung spreche ich Dzisah dann auch an: „Wir müssen Digitalisierung aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachten. Auf politischer oder wirtschaftlicher Ebene bietet Digitalisierung die Möglichkeit, Bürger zu erreichen. Zum Beispiel um Steuern zu generieren oder auch um Bürgerservices

bereitzustellen.“ Das käme dem Staat zu Gute. Da nur in etwa 20 Prozent der Bevölkerung im formellen Sektor arbeiten, könnte der Staat mehr Betriebe und Arbeitnehmer registrieren und so das Steueraufkommen steigern.“
Dzisah zufolge hat Afrika, und dementsprechend auch Ghana, einen technologischen „leapfrog“ hingelegt. Was bedeutet, dass Ghana technisch rückständig war, nun jedoch einen Sprung in die Moderne vollzogen hat, wobei es technologische Entwicklungsstufen ausgelassen hat. „Wie Sie wissen, hat Ghana kein flächendeckend ausgebautes Leitungssystem und wenige Festnetzanschlüsse. Aber mobile und drahtlose Technologien werden weitreichend genutzt.“

Auch im Sozialen kann Digitalisierung helfen, meint Dzisah und spricht dann über sein Spezialgebiet und seine zentrale Botschaft: „Es gibt einen ‚digital divide’. Digitalisierung kann hilfreich sein, um Ungleichheiten zu überwinden. Bei Digitalisierung sollte man nicht nur die urbanen Zentren im Blick behalten, sondern muss sich auf ländliche Gegenden konzentrieren. Denn dort gibt es keine Infrastruktur für den digitalen Bereich. Diesen Unterschied nennen wir den ‚digital divide’. Der ist im Grunde kein ‚technical divide‘, sondern ein sozioökonomischer Gegensatz zwischen Stadt und Land.“

Dzisah fordert, Ungleichheiten auszugleichen, damit alle möglichst freien und uneingeschränkten Zugang ins Internet haben. Allein schon aus persönlichen Sicherheitsgründen. Wer sich nicht mit Computern und allgemein in der digitalen Welt auskenne, werde leichter Opfer von Internetbetrug. Auch spielten Aspekte wie Datenschutz eine wichtige Rolle, und sollten stärker bei der Digitalisierungsstrategie der Regierung berücksichtigt werden.

Bildungslücken bei Computer- und Internetkenntnissen führt der Soziologe ebenfalls auf einen sozioökonomischen „gap“ zwischen Stadt und Land zurück. Firmen aus der Privatwirtschaft sollten eigentlich daran arbeiten, um die infrastrukturellen Differenzen auszugleichen. „Aber alles konzentriert sich auf Accra. Ghana ist ein sehr zentralistisches Land.“, sagt Dzisah. Und es sei ein eher reaktives als proaktives Land, fügt er hinzu.
„Wir importieren Technik aus anderen Ländern, kopieren Gesetze, Richtlinien und politische Strategien, und versuchen dann sie hier zu implementieren. Wir sind eher

Nutzer als Produzenten oder Erfinder.“ Einen Teil der Jugend Ghanas nimmt er von diesem Vorwurf allerdings aus: Jungunternehmer und Entwickler. Die jungen Kreativen, wie Dzisah sie nennt.

Sie können von der Digitalisierung wohl am meisten profitieren, gibt der Soziologe zu bedenken, da sie sich mit eigenen Ideen und Produkten am Markt behaupten, und sich so den Aufstieg in die Mittelschicht ebnen können. Doch liegt bei ihnen auch die Verantwortung, den Rest der Nation in ein neues digitales Zeitalter mitzunehmen. „Die Jugend kann helfen, Älteren neue Technik und digitale Abläufe beizubringen, sodass Ältere nicht nur unter den Gefahren des Internetbetrugs einiger Jugendlicher leiden.“

## 5. Digital colonialism

Eine Äußerung von Dzisah lenkt den Blick auf ein anderes, weitaus größeres Problem der Digitalisierung: Digitaler Kolonialismus. Dzisah sprach davon, dass Ghana sich den Umgang mit neuer, digitaler Technik im Ausland abguckt und auf eigenem Staatsgebiet zu implementieren versucht. Da ist Ghana kein Einzelfall. Auch der Import von High-Tech-Maschinen und elektronischen Geräten erfolgt nahezu vollständig aus dem Ausland. Auch da ist Ghana auf dem afrikanischen Kontinent kein Einzelfall. Ghana macht sich, ob notwendiger- oder fahrlässiger Weise, vom Ausland abhängig. Beziehungsweise, Ghana lässt in einem zukunftsorientierten und essentiellen Bereich sehr viel Einfluss von außen zu.

Im Duden steht, dass Kolonialismus eine „auf Erwerb und Ausbau von Kolonien gerichtete Politik unter dem Gesichtspunkt des wirtschaftlichen, militärischen und machtpolitischen Nutzens für das Mutterland bei gleichzeitiger politischer Unterdrückung und wirtschaftlicher Ausbeutung der abhängigen Völker“ ist.
Wer sich zu digitalem Kolonialismus erkundigt, findet derartige Muster im Afrikageschäft, oder besser gesagt der Afrikastrategie von US-amerikanischen und chinesischen Tech-Konzerne widergespiegelt. Allen voran Facebook und Google.

Für die Herstellung elektronischer Geräte importieren Länder des Westens und Asiens seltene Erden wie Kobalt oder Lithium, die in Afrika häufig unter menschenunwürdigen Zuständen abgebaut werden. Kinderarbeit inklusive. Das erinnert an den Import von Rohstoffen während der Kolonialzeit. Zu jener Zeit kontrollierten die europäischen Kolonialmächte auch die Infrastruktur ihrer unterworfenen Gebiete. Das Bildungswesen, Straßen- und Transportwege, Landwirtschaft, Regierung und Verwaltung waren meist unter der Leitung europäischer Besatzungsmächte aufgebaut und verantwortet worden. Heute bemühen sich Facebook, Google und Huawei, eine Vormachtstellung in bestimmten Sektoren der technischen Infrastruktur und des digitalen Ökosystems des Kontinents zu erlangen.

So ist Facebook berühmt für die App „Free Basics“, mit der User kostenlos eine limitierte Anzahl an Websites, WhatsApp und Facebook nutzen können. Den Usern wird das Datenvolumen nicht in Rechnung gestellt. Die Kosten übernehmen die Mobilfunkanbieter in Afrika. Sollten die User allerdings während des Surfens Webseiten aufrufen, die nicht von Free Basics abgedeckt werden, müssen sie diese Seitenbesuche selbst zahlen. So bindet Facebook schon früh eine große Usergemeinde an sich. Zudem werden vor allem finanzschwache User meist nur auf den vorgegebenen und frei verfügbaren Internetseiten surfen. So werden sie an bestimmte Online-Angebote gewöhnt und letztlich auch gebunden.

Eine Entscheidung, die Facebook per Auswahl der Webseiten für die User in Afrika trifft. Nicht die Menschen selbst. Zu den kostenlos zugänglichen Seiten gehören UNICEF, die britische öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalt BBC, aber auch beispielsweise der US-Sportsender ESPN. Der vertreibt auch viele Videospiele. Google hingegen investiert in Unterseekabel, um schnelle Internetverbindungen an Land zu gewährleisten. Seit 2013 arbeitet Google an dem Vorhaben. Mittlerweile hat auch Facebook Interesse am Bau und Instandhaltung eines Leitungssystems angemeldet. Mitte Mai 2020 kam die Meldung, dass Facebook ein 37.000 Kilometer langes Unterseekabel um den gesamten afrikanischen Kontinent bis nach Großbritannien legen will.

Und Huawei ist inzwischen führender Anbieter in Afrika, wenn es um Sicherheits- und Überwachungstechnologie geht. Vor einem Jahr jedoch war Huawei in einen Überwachungsskandal verstrickt. Der chinesische Konzern soll für die Regierungen in Uganda und Sambia Oppositionspolitiker ausgespitzelt habe.
Die Situation damals mit dem heutigen Vorgehen US-amerikanischer und chinesischer Großkonzerne zu vergleichen, wäre jedoch nicht legitim. Immerhin wurde die Vorherrschaft über Afrika damals mit vernichtender Brutalität erzwungen unter dem Deckmantel der Christianisierung.

Heute funktioniert die Ausbreitung von Tech-Giganten legal unter dem Deckmantel der Globalisierung und der Wirtschaftshilfe. Die Kolonialzeit zeichnete sich auch durch die blutige Unterwerfung und Kontrolle fremder Kulturen aus. Kontrolle erlangen die Tech-Riesen aus den USA und China heutzutage auf andere Art und Weise: Mittels Daten. Datenschutzgesetze gibt es in vielen Ländern Afrikas, auch in Ghana. Doch Verstöße werden oft nicht geahndet. Sei es aufgrund von Fahrlässigkeit. Oder aufgrund eines unterbezahlten, unterbesetzten oder korrupten Staats- und Strafverfolgungsapparates.

Kontrolle über Rohstoffe, Kontrolle über die technische Infrastruktur und Kontrolle über Daten – dies sind die drei Säulen, auf denen digitaler Kolonialismus fußt. Afrika ist ein unregulierter, technisch unterentwickelter Markt mit momentan noch 1,2 Milliarden potentiellen Kunden. Die meisten davon unter 25. Kurzum, Afrika ist ein attraktiver Tummelplatz für Digitalunternehmen. Dass Hard- und Software zumeist von weißen Menschen im Silicon Valley programmiert werden, stört die wenigsten. Auch wenn Programme zur Gesichtserkennung schwarze Menschen oft nicht erkennen. Doch dafür wird nun Abhilfe geschafft. Google hat ein neues Zentrum für künstliche Intelligenz in Accra gegründet, das genau daran arbeiten soll.

Eine Dezentralisierung wäre wichtig, damit ghanaische Bürger und afrikanische Mobilfunkanbieter nicht von dominanten Marktmächten abhängig sind. Doch das ist Teil des Dilemmas: Es gibt keinerlei Aufbegehren gegen diese neuerliche Ungerechtigkeit. Zumindest habe ich in Ghana keine erlebt. Im Gegenteil. Zu verheißungsvoll ist die neue digitale Welt. Zu viele Vorteile und Chancen bietet das Internet für ein Entwicklungsland wie Ghana, als dass die Leute sich Gedanken über

ihre Daten machen würden. Geschweige denn, wem das Kabel auf dem Meeresboden gehört. Die Jungunternehmer, die ich treffen durfte, nutzen die Geräte, die Software, die Quellcodes und die sozialen Netzwerke der Digitalkonzerne, um ihre Ideen zu realisieren.

Digitalisierung ist ein Werkzeug, mit dem viele Menschen von Bildung und politischer Teilhabe profitieren können und sich Berufsperspektiven auftun. Doch die digitale Revolution basiert auf Infrastrukturen, hinter denen ausländische Firmen stehen. Und die haben eine Monopolstellung inne, von der aus sie sich nicht demokratisch oder rechtlich verantworten müssen. Und die einheimische Wirtschaft ist zu schwach, um ein digitales Ökosystem zu unterhalten. Momentan ist uns wichtig, was am Ende dabei herauskommt.“, sagt Raindolf Owusu. Er ist Programmierer und Unternehmer. Er hat die „BISA“-App entwickelt. Eine Telemedizin-App, mit der User auch an entlegenen Orten mit einem Arzt chatten oder per Videotelefonie sprechen können. „Um solche Debatten machen wir uns keine Sorgen.“, erwidert er auf meine Frage nach digitalem Kolonialismus.

Anfang Januar 2020 gab es einen Eklat in Ghana. Es wurde bekannt, dass der ghanaische Fußballverband (GFA – Ghana Football Association) bei der Vergabe der Lizenzen für die Übertragungsrechte der Ligaspiele den öffentlich-rechtlichen Fernsehsender GBC (Ghana Broadcasting Corporation) übergangen hat. Die Übertragungsrechte der Fußballspiele gingen an den chinesischen Pay-TV-Sender StarTimes. Dessen gebotener Kaufpreis war mit mehr als fünf Millionen US-Dollar deutlich höher als das Gebot von GBC. Damit sind frei empfangbare Spiele nun nicht mehr kostenlos. Für eine Fußball verrückte Nation wie Ghana ein herber Schlag. Ein nahbares Beispiel für die Dominanz eines marktmächtigen Konzernriesen.

## 6. Fazit

„Hör auf, alles kontrollieren zu wollen. Lass einfach los. Lass los.“ Diese Worte richtet Brad Pitt an Edward Norton in *Fight Club*, kurz bevor er absichtlich einen Autounfall herbeiführt. Dieses Filmzitat hat der damalige Praktikumsleiter des dpa Videoservice, wo ich vor sieben Jahren ein Praktikum absolviert habe, zu seinem persönlichen

Slogan „Lass es fließen“ umformuliert. Und immer, wenn ich bei der Arbeit nicht weiterwusste, trichterte er mir das Mantra ein.

Nein, ich hatte keinen Autounfall in Ghana. Was bei dem chaotischen Verkehr im Land einem Wunder gleicht. Ich bin auch kein Neumitglied eines brutalen ghanaischen Untergrundclubs geworden. Aber es gab Momente, in denen ich nicht weiterwusste. Und erst als ich „es“, beziehungsweise mich selbst, hab fließen lassen, wurden Alternativen und Auswege sichtbar. So hatte ich zum Beispiel in der dritten Woche meiner Reise das Gefühl, mich von altbekannten Schemata zu lösen – lösen zu müssen – und einfach auf das Hier und Jetzt einzulassen.

Tacheles: In meiner dritten Woche war ich an einer Dorfschule, um den Informatikunterricht im ländlichen Raum zu beobachten. Es war das Dorfinternat für Oberstufenschüler im kleinen Ort in den Bergen im Osten Ghanas, von dem ich vorher im Text schon berichtet habe. Aus einem zwei-Tages-Trip wurde ein fünf-Tage-Abenteuer.

Wie ich dorthin gekommen bin? In einem Hostel in der Hauptstadt Accra habe ich einen Briten kennengelernt, der „Corporate Social Responsibility“-Seminare veranstaltet. – Ich wusste bis jetzt auch nicht, dass es so etwas gibt. – Mit anderen Worten: Da kommen Leute von westlichen Großkonzernen nach Ghana und tun irgendwas Gutes. Und dieser Brite bot mir an, ihn bei seinem nächsten Seminar zu begleiten. Was bedeutete, dass ich in dieses entlegene Bergdorf fahre, mir den Unterricht anschaue, während hochrangige Angestellte von Siemens ein neues Schulgebäude bauten.

Lass es fließen – das habe ich in Ghana gelernt. Wenn ich mich nicht auf das Angebot der Hostelbekanntschaft eingelassen hätte, dann wäre ich vermutlich erst sehr viel später aus Accra rausgekommen, als gedacht. Wäre wahrscheinlich auf gut Glück, aber ohne echte Anhaltspunkte nach Kumasi gereist. Einfach, um mal in der zweitgrößten Stadt Ghanas zu sein. So wie es gelaufen ist, bin ich sehr froh, dass ich mich habe fließen lassen.

In Afrika plant man wenig lange im Voraus; Sachen ergeben sich meist über Kontakte. Das sagte einst schon die Leiterin des Stipendiums der Heinz-Kühn-Stiftung, Ute Maria Kilian, zu mir.

Außerdem habe ich in Ghana gelernt, dass Journalismus ganz anders aussehen und funktionieren kann. Ghana pflegt einen eher britisch angehauchten Vermeldejournalismus. Die Pressefreiheit ergibt sich aus der Möglichkeit, dass jede Person sagen kann, was sie will – und auch Öffentlichkeit dafür generieren kann. So kommt jede Meinung und auch jede Kritik im allgemeinen Nachrichtenfluss zu Wort. Doch einordnender, hintergründiger und gar investigativer Journalismus ist selten. Den Medienunternehmen fehlen Ressourcen und Kapazitäten dafür. Mit anderen Worten die finanziellen Mittel, oft auch ausgebildete Mitarbeiter.

Vor allem aber habe ich gesehen, dass ich es schaffen kann: In einem fremden Land, ohne die einheimische Sprache zu sprechen und ohne vorherige Kontakte, ein Thema zu recherchieren, umzusetzen und an deutsche Medien zu verkaufen – das ist nicht leicht. Ich habe es aber geschafft. Das war ein erstaunlicher Zugewinn an Selbstvertrauen für mich, und hat mir auch mehr Sicherheit in meiner Arbeit als Journalist vermittelt. Allein dafür bin ich dem Stipendium schon dankbar.

Und? Ist Digitalisierung nun der Game Changer für die nächste Generation? Digitale Lösungen vereinfachen zunächst einmal viele Bereiche des alltäglichen Lebens. Sie erneuern veraltete Strukturen oder schaffen neue, wo vorher keine waren. Dank Digitalisierung haben viele Menschen in ganz Afrika mit Mobile Money erstmals die Möglichkeit, rudimentäre Bankgeschäfte abzuwickeln.

Digitalisierung bietet vielfältige Möglichkeiten zur Bildung. Im Gesundheitswesen können Patientendaten und Rezepte digital erfasst, erstellt und übermittelt werden. Was auch bedeutet, dass Medikamente schneller ausgeliefert werden können, wenn beispielsweise Apotheken direkt mit Arztpraxen und Krankenhäusern verbunden sind.

Natürlich bietet Digitalisierung auch unzähligen jungen Kreativen die Chance, ihre Ideen wahr werden zu lassen. Alles, was sie dafür brauchen, sind ein Smartphone und ein Laptop.
Auf der anderen Seite zeigt sich, dass auch in einem aufstrebenden Entwicklungsland wie Ghana Digitalisierung missbräuchlich verwendet werden kann. Internetbetrug ist nur ein Beispiel dafür.

Auf machtstruktureller Ebene ist digitaler Kolonialismus ein wesentliches Problem. Nicht nur für Ghana, sondern für den Kontinent allgemein. Einflussreiche Digitalgroßkonzerne beherrschen und bestimmen die technische Infrastruktur von Ländern wie Ghana mit. Damit kontrollieren sie indirekt das digitale Ökosystem eines Staates. Und Länder wie Ghana machen da mit, weil sie sonst bei der weltumspannenden digitalen Revolution außen vor bleiben würden.

Ist Digitalisierung ein Game Changer für die nächste Generation? Nein! Die reine Technologisierung des Alltags ist kein Garant für Änderung, geschweige denn Verbesserung. Digitalisierung ist ein Werkzeug, mit dem vieles neu erschaffen, überarbeitet und gedacht werden kann. Digitalisierung kann ein Game Changer für die nächste Generation sein, wenn sie als Werkzeug im Sinne der Jugend eingesetzt wird.

## 7. Epilog

Nach meiner Rückkehr nach Nordrhein-Westfalen, habe ich einige Wochen bei meiner Familie im Bergischen Land verbracht. Alles hat sich surreal angefühlt. Dass ich bei 7 Grad und Hagel im März über durchgehend geteerte Straßen spaziere. Dass die Erde hier braun und nicht rot ist. Dass so wenig Menschen draußen unterwegs sind, und Fremde sich höflich distanziert miteinander unterhalten – aber nicht, als ob sie sich schon jahrelang kennen würden.

Ich habe es geahnt. Nach sechs Wochen in den Tropen fremdele ich mit meiner Heimat. Deswegen schweifen meine Gedanken häufig bei ausgiebigen Spaziergängen Richtung Ghana ab. Ich denke an die letzten beiden Wochen meiner Recherchereise. Zum Beispiel daran, wie ich zehn Tage am Stück in meinem Zimmer lag. Erkältet, mit Magenschmerzen und Durchfall. Diese Mischung kann ich im Übrigen wirklich nicht empfehlen.

Als die Beschwerden am zehnten Tag immer noch nicht abgeklungen waren, habe ich zum Hörer gegriffen, und die Sprechstundenhilfe des Amtsarztes der Deutschen Botschaft gefragt, ob sie auch „normale“ Bundesbürger behandeln. 45 Minuten später stand ich vor einer olivgrünen Villa im Kolonialstil. Von außen durch eine

Schranke und ein Wachthäuschen mit Bundesadlersymbol gesichert, sah die Praxis von innen schlicht, hell und steril aus. Der Arzt, Afrikafan und Rheinländer – direkt sympathisch, hat mir Antibiotika verschrieben. „Zur Sicherheit“, wie er sagt, „Sie haben nix Ernstes. Nur eine normale Infektion.“ Die Pillen haben sofort gewirkt.

Als ich wieder gesund war, waren also anderthalb Wochen unwiederbringlich weg. Ich hatte so viel Zeit verloren, dass ich all meine Pläne von Reisen und Interviews über Bord werfen konnte. Moment, was hatte ich hier noch gleich gelernt? Ach ja: Lass es fließen. Einfach sehen, was sich ergibt. In Afrika ergeben sich Sachen. Planung ist sinnlos.

Meine Gedanken schweifen zu den letzten fünf Tagen in Ghana. Diese fünf Tage haben sich angefühlt, als ob jemand einen Film schnell vorspult, dafür aber zwischendurch bestimmte Szenen nur mit halber Geschwindigkeit laufen lässt: Ich bin mit einer Freundin am Stadtstrand von Accra und wir versuchen, dem Müll und den Fäkalien auszuweichen, die von der Kanalisation ins Meer ausgespuckt werden.

– Vorlauf – Ich stehe auf der Terrasse eines Freiluftclubs. Das lokale Bier dröhnt in meinem Schädel. Ich sehe Miniröcke, die zur Musik von Rapper „Patoranking“ hin und her schwingen. Ein Typ packt mich an der Schulter und erzählt mir, dass er eine NGO gegründet hat, und dass er Ghana nach vorne bringen will.

– Vorlauf – Ich stehe am Rand einer Kloake. Ich blicke auf ein Flussbett, in dem kein Tropfen Wasser zu sehen ist. Dieser „Fluss“ ist nicht etwa ausgetrocknet, sondern meterhohe Abfallberge liegen staubbedeckt auf der Wasseroberfläche. Zwischen Plastikflaschen, Essensresten, Verpackungen, und Plastiktüten picken Vögel nach Nahrung. Eine Frau am Ufer erzählt mir, dass sie Angst vor der Regenzeit hat. Denn dann schwillt der Fluss an und hebt den Müll über die Betonwände am Ufer – und eine gesundheitsschädliche Suppe aus Plastikresten und Fäkalien verwüstet Geschäfte und Wohnhäuser. Es stinkt bestialisch.

– Vorlauf – Reaggaeparty in Kokrobite, einem Dorf direkt am Strand. Die Rastas nerven mich. Nein, ich will nicht kiffen. Ich will keine selbst gemalten Bilder kaufen. Und ich will auch keine Frau kaufen.

– Vorlauf – Ich stehe im Innenhof der ehemaligen Sklavenburg „Cape Coast Castle“. Eben habe ich eine Führung durch die Kerker mitgemacht. Donkor, der Guide, hat erklärt, wie zuerst die Portugiesen, dann die Niederländer und dann die Briten

Afrikaner versklavt haben. Unter welchen unwürdigen Bedingungen die Sklaven in der Burg gehalten wurden. Wie schändlich Frauen behandelt wurden. Wie Männer ermordet wurden, wenn sie sich gegen die Versklavung gewehrt haben. Wie können Menschen nur so grausam zu anderen Menschen sein? Und doch: Verdammich, es ist schön hier. Idyllisch liegt diese Festung an der Goldküste. Zur Linken der Blick auf die Stadt Cape Coast, zur Rechten der Atlantik. Donkor, der Guide, trifft den Nagel auf den Kopf: „The British built a beautiful place, where they did horrible things."

– Vorlauf – Ich sitze in einem Bistro im Terminal 3 des Kotoka International Airport. Ein bröseliges Chicken-Mozzarella-Panini in der einen, ein Pils in der anderen Hand. Vor sechs Wochen bin ich in ein komplett fremdes Land gereist. Ich kannte niemand in Ghana. Ich kannte die Kultur nicht. Ich kannte Ghana nur von Wikipedia, YouTube-Videos, und Presseartikeln, sprich gar nicht.

Vor sechs Wochen kam ich mit dem Plan, das ganze Land zu bereisen, jeden Tag mindestens zwei wichtige Leute zu interviewen, und gleichzeitig Beiträge bei allen Auslandsredaktionen Deutschlands zu lancieren. Sobald ich aus dem Flughafengebäude getreten war, wusste ich jedoch, dass ich naiv war. Die Reise ist in jeglicher Hinsicht anders verlaufen, als ich erwartet hätte. Ich war insgesamt vier Wochen nur in der Hauptstadt Accra. Diese Stadt hat mich irgendwie in ihren Bann gezogen. Mit ihrem Dreck und beeindruckenden Menschen. Mit ihren verstopften Straßen und offenen Herzen.

Menschen aus allen sozialen Schichten haben mich an ihrem Leben teilhaben lassen. Ich habe entdeckt, wie dieses westafrikanische Land tickt, habe viel über die Eigenheiten der ghanaischen Gesellschaft gelernt. Vor allem aber habe ich viel über Journalismus gelernt.

Eine Woche lang hatte ich das Glück den (Schul-)Alltag in einem kleinen ghanaischen Dorf an der Grenze zu Togo mitzuerleben. Ich war in den Bergen wandern, und habe die ehemalige Sklavenstadt Cape Coast gesehen.

Niemand in Ghana hat auf einen Radioreporter aus Deutschland gewartet. Niemand hat es für wichtig erachtet, Absprachen und Termine einzuhalten. Geschweige denn zurückzurufen oder zurückzuschreiben. Alles funktioniert über Kontakte. Und für alles ist viel Geduld nötig.

Vor diesem Hintergrund bin ich froh und stolz, viel über mein Recherchethema „Digitalisierung“ herausgefunden zu haben. Dass wirklich alle, vom Taxifahrer bis zum Vizepräsidenten, große Hoffnungen in die Digitalisierung setzen. Die Politik hofft auf Korruptionsabbau und höhere Steuereinnahmen. Die Industrie spricht davon, Wertschöpfungsketten besser auszunutzen. Unternehmer sind fasziniert, dass sie für ein eigenes Business nur eine Idee und einen Laptop brauchen. Und Jugendliche wollen ganz viel lernen, und sind gespannt darauf, welche neuen Welten der digitale Kosmos für sie bereithält.

Es hat mir viel abverlangt, in ein fremdes Land zu reisen. Mit nicht viel mehr als einem groben Konzept für meine Recherche im Kopf. Die Kommunikationswege laufen anders, als in Deutschland. Die Art zu Reisen ist anders. Die Art mit Menschen in Kontakt zu kommen, auch die Art Kritik zu üben ist anders. Ich musste auch erstmal eruieren, welche Tabus es gibt, und welche Themen man besser nicht oder nur vorsichtig anspricht. All das sind journalistische Grenzerfahrungen. Erfahrungen, die man erst dann macht, wenn man die Komfortzone der bekannten Umgebung verlässt.

Ein paar Wochen nach meiner Rückkehr war ich mit meiner Mutter auf einem Flohmarkt, um mir an einem bewölkten Sonntagnachmittag eine neue Handyhülle zu kaufen. Bald fanden wir auch einen Stand, der Handyzubehör verkaufte. Ich suchte mir eine schwarze Hülle für mein Smartphone aus und fragte nach dem Preis. Zehn Euro.

Nun ist es auf Flohmärkten üblich um Preise zu feilschen, um vielleicht zehn bis 20 Prozent weniger zu bezahlen. In Ghana ist es auch üblich zu feilschen. Denn bis auf Supermarktartikel und Essen an Imbissständen, ist alles Verhandlungssache. Und meist entspricht die Hälfte von dem, was der Verkäufer oder die Verkäuferin als ersten Preis nennt, einem wirklich fairen Preis. Also habe ich es mir angewöhnt, erstmal einen extra niedrigen Preis anzusetzen, damit mein Gegenüber weiß, dass er oder sie mit mir keine Spielchen treiben kann. Meist habe ich am Ende vermutlich doch mehr gezahlt, als ein fairer Preis gerechtfertigt hätte.

So bot ich dem Standbetreiber auf dem Flohmarkt im Bergischen Land drei Euro an. Unter Schimpf und Schande entriss mir der Verkäufer die Handyhülle. Das war mein Ich-bin-in-Deutschland-Moment.